Gustav Freytag,

(geb. den 13. Juli 1816).

Ein Festblatt

zur Feier seines siebzigsten Geburtstags

von

Conrad Alberti.

Leipzig,
Verlag von Edwin Schloemp
1886.



Gustav Freytag,
(geb. den 13. Juli 1816).

Gustav Freytag,

(geb. den 13. Juli 1816).

Ein Festblatt

zur Feier seines siebzigsten Geburtstags

von

Conrad Alberti.

Mit 1 Autograph und 8 Illustrationen von P. Thumann, Meyerheim,
H. Kaulbach, Lindenschmitt u. A.

Leipzig.
Verlag von Edwin Schloemp
1886.

Vorwort.

Es ist ein schöner Zug unserer Zeit und unseres Volkes, denjenigen Männern, welche in besonders tiefgreifender Weise zur Hebung unserer äußeren und inneren, geistigen und sittlichen Kräfte beigetragen haben, schon bei ihren Lebzeiten in dankbarer Huldigung den verdienten Lorbeer zu winden. Mit ganzer Seele wird sich deshalb jeder Deutsche an der stillen Mitfeier eines Tages beteiligen, der ihm — vor nunmehr 70 Jahren — einen seiner größten Dichter geschenkt hat: Gustav Freytag, der zum Herold und Rhapsoden der Entwicklung seines Volkes geworden ist. Von vielen Seiten aufgefordert, in kurzer gedrängter Schrift die Bedeutung des verehrten Mannes für unsere Litteratur und unsere gesammten politischen und socialen Verhältnisse klarzulegen, gebe ich die folgenden Blätter als einen Auszug aus meiner von der Kritik sehr günstig beurtheilten Biographie G. Freytags (2. Auflage. Leipzig, Edw. Schloemp 1886) heraus. Jede laute lärmende Feier hat die prunklose Bescheidenheit des Dichters von sich gewiesen; wir geben den Brief, welchen Freytag in diesem Sinne vor wenigen Wochen an die Köln. Zeitung richtete, hier wieder. Denn auch in ihm offenbart sich ein Teil seines Fühlens und Denkens, und sich recht innig mit diesem zu beschäftigen, möchte ja diese Festschrift vor allem bezwecken. Freytag schreibt:

„Hochverehrter Herr! Sie erweisen mir die Ehre, an meinen bevorstehenden siebzigsten Geburtstag zu erinnern und dabei die Angemessenheit einer Festfeier wohlwollend zu betonen. Da ich dabei als Object betheiligt bin, möchte auch ich eine Ansicht aussprechen, und da Ihr Artikel einen dramatischen Charakter des Lustspiels „Die Journalisten“ erwähnt, so erbitte ich die Erlaubniß, mich in der Weise des Konrad Bolz zu äußern.

Und ich frage kummervoll: Liebe Herren, was brauen Sie mir da für eine Bowle? Ist das die Folge der „Journalisten“ und meiner andern Schreiberei, daß Sie zuletzt mich selbst als Obersten a. D. behandeln, mir ein Fest redigiren und Briefe, Gedichte, Adressen und Deputationen in das Haus leiten? Das fügen wir von der Presse wohl einmal mit guter Laune andern Erdenbürgern zu, aber doch nicht uns untereinander!

Was sollen unsere lieben Deutschen sonst noch Wohlthuendes für den erwähnten Tag erfinden? Sollen sie etwa gar Geld sammeln? Dagegen müßte ich erklären wie der arme Schmock, nur mit besserem Grunde, ich habe Alles in Ordnung, Rock und Stiefel, ich habe so viel Geld in der Tasche, als ich für mich und die Meinigen irgend brauche, ich mag gar nicht mehr haben und bin für keine Art von Dotation, Schenkung, Ehrenspende ein geeigneter Gegenstand. — Aber eine kleine Sammlung zu wohlthätigem Zwecke, die dem Jubilar feierlich übergeben wird, damit er sie nach Ermessen verwende? — Dies ist das allertrübseligste Vergnügen für sämmtliche Betheiligten, und ich protestire feierlich dagegen. Die, welche zu Beiträgen herangezogen werden, haben immer die Empfindung, daß sie für Den etwas Gutes thun, in dessen Namen gesammelt wird; wer dagegen die Verfügung über solche Sammlung erhält, der hat nur die Noth und Sorge, wie er sie verwenden soll. Denn es ist viel leichter, eine Summe Geldes zusammen zu dirigiren, als das Gesammelte auf die Dauer wohlthuend für Andere anzulegen. Dergleichen ist ein einziges Mal bei einer großen Gelegenheit mit den Kaisergroschen glücklich in Scene gesetzt worden, alle spätern Wiederholungen haben Enttäuschung, Verlegenheit und Mißstimmung zur Folge gehabt, und es ist zu wünschen, daß solches Sammeln zu einem guten Zweck, der doch Niemandem klar ist, überhaupt nicht wieder versucht werde. — Dann also ein hübsches Artefact, vielleicht in irgend einem Stil: assyrisch, papuanisch oder barock? — Ich danke artig im Voraus. Solches Prachtstück wird einige Mal betrachtet, dann unter Hülle oder Kapsel irgend wohin gestellt und dauert als eine unablässige Sorge wegen des Staubes, des Rostes und der Mauserei. Wenn ich an die vielen geschenkten Sophakissen denke, die von Motten zerbissen sind, wenn ich die Briefbeschwerer ansehe, welche thatlos übereinander liegen, und die kostbaren Schreibzeuge, denen nur wenig fehlt, um wirklich brauchbar zu sein, so kommt mir ein Schrecken vor all' diesen Nippes, welche sich um ein Menschendasein aufsammeln, und ich denke mir, der größte Fortschritt unserer Zukunft wird sein, daß unsere Wohlhabenden verstehen lernen, wie wenig all' dieser hübsche Kleinkram für ihr Glück und Leben bedeutet. — Was bleibt also zuletzt noch übrig zu erhebender Festfeier? Das alte deutsche Zweckessen mit Toasten und Liedern. Aber wenn unser Freund Piepenbrink uns im Festsaale feierliche Reden hält, so wissen wir von der Feder ja im Voraus ganz genau, was er

sagen wird, und was wir hochachtungsvoll und mit männlicher Rührung zu antworten haben. Auch wahre Empfindung qualmt bei solcher Gelegenheit fast unvermeidlich in Phrasen. Und ich habe zuweilen die bange Besorgniß, daß wir Deutsche seit zwanzig Jahren nach dieser Richtung viel zu viel thun, und daß dieses unablässige Toasten und Festfeiern keine gute Bürgschaft für die Dauer unseres Wohlbefindens ist. — Darum bitte ich herzlich, mich an dem genannten Tage meinen Gedanken zu überlassen, meinen Angehörigen, den persönlichen Freunden, welche mir das Schicksal noch erhalten hat, und den Amseln meines Gartens, welche schon am frühen Morgen im schwarzen Frack den Festgesang anzustimmen gewillt sind.

Und jetzt mit Würde zum Schluß. Wenn ein größerer Kreis von politischen Gesinnungsgenossen, wenn eine Stadt oder wenn die ganze Nation solchen Männern, welche im Verkehr des öffentlichen Lebens, im Staat, vielleicht im Kampf mit einer feindlichen Welt hohe Interessen vertreten haben, an Gedenktagen ihres Lebens öffentliche Beweise der Dankbarkeit und Anhänglichkeit giebt, so ist das ganz in der Ordnung, und dann kann es wohl einmal eine hohe und schöne Festfeier geben. Anders steht der Schriftsteller, zumal der Dichter. Schon die Person des dramatischen Dichters gehört nicht vor die Lampen. Wer vollends durch seine Bücher den Antheil und die Freundschaft der Leser gewonnen hat, der genießt den Vorzug, vielen ein Hausfreund geworden zu sein. Wenn die Eltern dem jungen Geschlecht seine Werke in die Hand legen, weil sie hoffen, daß der Inhalt, der sie befriedigt und erhoben hat, auch den Späteren zum Heile gereichen werde, so ist dieses Vertrauen der beste Lohn des Schaffenden, und wenn solche Freunde seiner Arbeit in der Stille seiner selbst herzlich gedenken, so ist dies für ihn der schönste Festgruß, der nicht an einem Tage hängt, sondern der ihm alle Tage des Jahres weihen kann. Daß mir das Glück geworden ist, in dieser Weise mit meinem Volke verbunden zu sein, das ist meine höchste Ehre und der Stolz, den ich auch an meinem siebzigsten Geburtstage, wenn mir vergönnt wird, ihn zu erleben, mit inniger Dankbarkeit gegen eine gnadenvolle Vorsehung fühlen werde".

Berlin im Mai 1886.

D. V.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Der Dichter hängt mit seinem Volke weit enger zusammen als jeder andere Künstler, und hat demnach auch weit größere Pflichten gegen sein Vaterland: er muß weit nationaler sein als jene, sowohl in seinem Denken wie in der Wahl seiner Stoffe. Unsere Klassiker haben das Letztere freilich wenig beachtet, sie haben sich ihre Stoffe sogar mit Vorliebe aus dem Auslande geholt, obwohl die deutsche Geschichte und das deutsche Volksleben gewiß nicht weniger und nicht schlechtere Stoffe bieten. Einen nationaleren Dichter als Gustav Freytag aber hat Deutschland schwerlich gehabt. Mit einer Ausnahme sind alle seine Stoffe dem deutschen Leben entnommen, alle Ausstrahlungen desselben hat er beobachtet und mit Meisterhand geschildert. Von den Tagen der germanischen Urzeit bis auf die glorreichen Kämpfe des letzten Krieges spiegelt sich die ganze Geschichte, die gesammte politische und geistige Entwicklung unseres Vaterlandes in seinen Schriften wieder. Da Freytag vom Wirbel bis zur Zehe ein Deutscher ist, so erübrigt es kaum hinzuzufügen, daß seine Weltanschauung eine durch und durch optimistische ist. Denn Deutschthum und Optimismus sind untrennbare Begriffe. Unser Volk ist fröhlichen, leichten Sinnes, es mag sich nicht dazu verstehen, die Erde für ein Jammerthal zu halten und überläßt diese Auffassung gern den wenigen Ueberbildeten. Freytag glaubt nicht nur nicht an die Werthlosigkeit alles irdischen Treibens und Thuns, sondern nimmt

vielmehr selbst eine gewisse Unvergänglichkeit jedes zielbewußten Schaffens an. „Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.“ Wenn Freytag den Strom des modernen Lebens verläßt und hinabsteigt in die Schächte des deutschen Alterthums, tief hinab bis dahin, wo es sich in den grauen Dämmer der Sage verliert, so bewegt ihn die Liebe zu seinem Volke dazu, dessen Entwicklung von einer Stufe zur andern er nachspüren und aufdecken will. Darum meint er:

„. . . Denn das ist doch das höchste und unzerstörbare Glück des Menschen, wenn er vertrauend auf das Werdende, mit Hoffnung auf das Zukünftige blicken kann. Und so leben wir. Viel Schwaches, viel Verdorbenes nnd Absterbendes umgiebt uns, aber dazwischen wächst eine unendliche Fülle von junger Kraft herauf. Wurzeln und Stamm unseres Volkslebens sind gesund. Innigkeit in der Familie, Ehrfurcht vor Sitte und Recht, harte aber tüchtige Arbeit, kräftige Rührigkeit auf jedem Gebiet. In vielen Tausenden das Bewußtsein, daß sie ihre Volkskraft steigern, in Millionen, die noch zurückgeblieben sind, die Empfindung, daß auch sie zu ringen haben nach unserer Bildung. Das ist uns Modernen Freude und Ehre, das hilft wacker und stolz machen. Und wir wissen wohl, die frohe Empfindung dieses Besitzes kann auch uns einmal getrübt werden, denn jeder Nation kommen zeitweise Störungen ihrer Entwicklung, aber das Gedeihen ist nicht zu ertöten und nicht auf die Dauer zurückzuhalten, so lange diese letzten Bürgschaften der Kraft und Gesundheit vorhanden sind.“

Und wie wir Deutsche vielleicht manchen größeren, genialeren Dichter, aber keinen nationaleren aufzuweisen haben, so auch keinen arbeitsameren. Denn fast in jeder Gattung der Poesie hat sich Freytag versucht: als Lyriker, in kleineren Epen, in den drei Arten des Dramas, als Romancier. Ferner schrieb er eine meisterhafte, mustergiltige Biographie, dachte viel über das Technische der Dichtkunst nach, verfaßte eine große Zahl politischer Tages-

artikel und gewann sich endlich durch seine geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bilder einen ehrenvollen Namen in der Wissenschaft. Vergessen wir neben dem Dichter auch den Menschen nicht, erinnern wir uns, daß Freytag einer der edelsten Charaktere ist, daß gar Viele von seinem uneigennützigen, edelmüthigen Wirken Zeugniß ablegen können. Stets war seine Freundeshand bereit zu helfen, noch mehr da, wo sie nicht in Anspruch genommen wurde, als dort, wo man sich an ihn wandte. Das Unglück, welches ihm im Laufe seines Lebens so wenig erspart blieb als irgend einem Sterblichen, hat nie Jemand würdiger und maßvoller getragen, als er, den selbst die schwersten Schicksalsschläge nicht brechen können.

So möge denn der nachfolgende Versuch einer kurzen Charakteristik des seltenen Mannes und seiner Werke den Freunden seiner Muse willkommen sein.

I. Jugendzeit.

Schlesien, dieser dem preußischen Staate spät angefügte Zubau, zu dessen Verbindung mit dem Hauptpalaste ein Mörtel dienen mußte, der stark mit Blut gemischt war, hat sich merkwürdig schnell mit den Ereignissen versöhnt, welche die politischen Wandlungen seiner Verhältnisse veranlaßten. Kein deutscher Volksstamm ist so leicht vergeßlich, so leicht enthusiasmirt, wie der Schlesier. Die kürzeste und erschöpfendste Charakteristik des Schlesiers hat Freytag in folgenden Worten gegeben:

„Er ist lebhaft, gesellig, gesprächig, leicht erregt und leicht befriedigt, schnell im Erfassen des Neuen, aber nicht eben so stark an Ausdauer, an beharrlicher Kraft. Eifrig und sanguinisch, wird er leicht von einem Extrem ins andere gezogen, seine Phantasie schafft ihm leicht Ideale, aber sein leichter Sinn läßt ihn nicht zu einem tragischen Kampf mit der Wirklichkeit kommen. Schlesien ist das Land der Gelegenheitsgedichte, der geselligen Kalenderfeste, der Ressourcen, Clubs, Harmonieen und Humanitäten. Als Arbeiter ist der Schlesier gutwillig und anstellig, aber er schafft weniger als der Norddeutsche, freilich ist er auch genügsamer.“ Um so verwunderlicher kann es auf den ersten Anblick erscheinen, daß unser Dichter so wenig von dieser schlesischen Leichtblütigkeit an sich hat. Freytags Lebensanschauung ist tief und umfassend, sein Wissen gründlich, sein Charakter fast umgangsscheu, wie auf eine Veste hat er sich zurückgezogen. Allein der Grund für diese auffällige Sonderstellung Freytags ist leicht zu

finden, er ist ein Sohn des Stiefkindes der deutschen Cultur, Oberschlesiens.

Jan Piontek — das letztere Wort ist nichts als eine Uebersetzung des Namens Freytag —, der am 10. Oktober 1723 im Alter von 80 Jahren starb, ist der erste „historische“ Vertreter der in Kreuzburg in Oberschlesien ansässigen Familie unseres Dichters. Wie und warum er dazu gekommen, sich diesen Namen beizulegen, während die Tradition von dem schon lange früher vorkommenden deutschen Namen weiß, ist unbekannt. Sein wackerer Sohn Adam dagegen, der am 9. Juli 1699 durch seine Heirath mit Marianne verwittwete Nysar die Erbscholtisei in den Besitz der Familie brachte, nahm wieder den deutschen Namen an. Er erreichte jedoch bei weitem kein so hohes Alter wie der Vater, sondern starb bereits, 48 Jahre alt, am 17. März 1726. Sein Sohn führte den Namen Hans Simon, sein Enkel den Namen George (letzterer geboren den 6. April 1737.) Hans Simon hatte vermuthlich zwei Söhne, von denen der ältere ihm in der Erbscholtisei nachfolgte und dessen Urenkel wohl der dortige heutige Amtsvorsteher ist, der jüngere aber, eben jener George, einem in solchen Fällen häufigen Gebrauche gemäß den geistlichen Stand ergriff. Er wurde 1760 Diaconus und wohnte von 1770—1779 als Pastor und Senior in dem unweit Kreuzburg gelegenen Städtchen Constadt, wo er Anna Elisabeth, die Tochter des Rathsnotars und Cantors Joh. Gottl. Döringer freite. Sein Sohn Gottlob Ferdinand ist der Vater unseres Dichters. George hatte zwei Söhne, der eine studirte Jura und stieg bis zum Posten eines Stadtgerichtsdirectors in Oels, er war ein großer Bücherfreund und besaß eine sehr umfangreiche Bibliothek. Der andere, Gottlob Ferdinand, Gustav's Vater, wandte sich dem Studium der Medicin zu, dem er in Halle oblag, 1797 ließ er sich in Kreuzburg als Arzt nieder. Er war ein herzensguter Mann, allein, in der Schule des Lebens aufgewachsen, vielleicht ein wenig hart und rauh. Eine ganz andere Natur war Freytags Mutter, Henriette, die Tochter des Pastors Zebe in Wüstebriese

bei Ohlau. Sie war eine poetisch, fast schwärmerisch angelegte Natur, sehr empfänglich für literarische Bestrebungen, man hätte sie beinahe einen Schöngeist nennen dürfen. Das Zusammenleben der Gatten war ein glückliches, die Gegensätze der Charaktere zogen sich an und hielten einander fest, und ihr Glück erreichte den höchsten Gipfel, als ihnen am 13. Juli 1816 ein Sohn geboren wurde, der acht Tage später in der heiligen Taufe den Namen Gustav erhielt.

Der Vater war 1810 bei Einführung der neuen Städteordnung Bürgermeister gewesen, jedoch bald wieder von seinem Posten geschieden. Bei der Geburt seines Sohnes war er wieder wie früher ein einfacher Arzt. Allein sein Nachfolger konnte sich nicht lange im Amte behaupten, er schied bereits 1818 aus, und einstimmig berief die Bürgerschaft ihren alten Leiter wieder zurück. Er verwaltete, wie gleich hier bemerkt sein mag, dieses Amt nun bis zum Jahre 1847. Differenzen mit der Bürgerschaft wegen gewisser Punkte der Gemeindeverwaltung bewogen ihn damals zur Niederlegung seines Postens. Er zog nach Groß-Strehlitz, wo ihm sein Sohn Gustav ein Haus auf seinen Wunsch gekauft hatte; dort wohnte und starb er, dort blieb auch seine Frau bis zu ihrem Tode.

Gustav war nicht der einzige Sohn, er hatte noch einen jüngeren Bruder: Reinhold. Beide Knaben verlebten ihre ersten Jahre still im elterlichen Hause. Sie wurden nicht vom Vater unterrichtet, dem seine Amtsgeschäfte wohl keine Zeit ließen, sondern von einem Onkel, dem Prediger Neugebauer, welcher die Schwester ihrer Mutter zur Frau hatte. In späteren Jahren stellte es sich jedoch heraus, da beide Kinder vortreffliche Anlagen zeigten, daß es nothwendig sei, sie in eine höhere Schule zu geben, in der sie regelmäßigen Unterricht genossen. So schied Gustav denn mit seinem Bruder 1829 von Kreuzburg, um das Gymnasium in Oels zu besuchen.

Den Einfluß, den das Vaterhaus auf unsern Dichter geübt, richtig zu schätzen, ist nicht ganz leicht. Daß er kein geringer

war, zeigt uns der letzte Band der „Ahnen". Ein Samen wurde hier im Elternhause in Gustav Freytags Seele gepflanzt, dessen Früchte er sein ganzes Leben lang geerntet und genossen hat: die Liebe zur dramatischen Dichtkunst und zum Theater. 1824 sah er die ersten theatralischen Vorstellungen einer reisenden Gesellschaft, welche Kreuzburg besuchte und wurde sogleich von der ihm neuen Kunst und für sie gewonnen. Gustav und der um vierundeinhalb Jahr jüngere Reinhold zeichneten sich auf dem Gymnasium durch Fleiß und ordentliches Wesen vortheilhaft aus. Jener war stets der Liebling des Direktor Körner, er saß als Primusomnium und bestand 1835 ein glänzendes Abiturientenexamen. Nur ungern sah ihn sein Direktor, sah ihn sein Onkel scheiden, bei dem er gewohnt und in dessen bizarres Wesen er sich schnell und sicher gefügt hatte. Im April 1835 bezog er die Universität Breslau. Er belegte verschiedene Collegien, ein eigentliches Brotstudium aber betrieb er nicht. Dafür trat er in das mächtige und angesehene Corps der Borussen ein und theilte den Ueberfluß seiner freien Zeit zwischen dem Studium der verschiedenen „Stoff"arten, die in Breslau fabricirt wurden und dem Besuche des damals zu den besten in Deutschland zählenden Theaters. In seiner Wissenschaft waren es hauptsächlich die Schriften der Brüder Grimm, welche ihn anzogen. Persönliche Zuneigung empfand er von allen seinen Lehrern nur für Hoffmann von Fallersleben. Schon im October 1836 verließ er Breslau und ging nach Berlin. Während er hier Collegien bei Böckh, Bopp, v. d. Hagen, Lachmann hörte, den berühmtesten literarischen und linguistischen Forschern ihrer Zeit, besuchte er nicht minder fleißig die Vorstellungen des Königlichen Schauspielhauses, ließ sich von Lemm und der Crelinger enthusiasmiren und versuchte sich sogar selbst in Dramen, wie „die Sühne der Falkensteiner", „der Hussit" u. s. w., die aber niemals das Licht der Lampen erblickt haben. Einen deutlichen Beweis für seine getheilten Bestrebungen und Neigungen, die ein festes, bestimmtes Ziel noch nicht vor Augen hatten, bietet seine Doctordissertation

„de initiis scenicae poëseos apud Germanos“. Auch einige Freundschaften schloß er hier, mit Adalbert Kuhn, dem späteren Herausgeber der Zeitschrift für vergleichende Sprachenkunde, sowie mit den Söhnen der Familie Koppe. Auf dem Gute der letzteren pflegte er öfters seine Ferien zuzubringen und mit Interesse die Landwirthschaft zu studiren, welche daselbst im großen Stile betrieben wurde. Mannichfache Anregungen verdankt er diesen Ferienbesuchen, die meisterhaften ländlichen Schilderungen in seinen späteren Romanen sind wohl zum Theil auf die Eindrücke zurückzuführen, die er hier empfing. Nachdem Freytag seine Studien beendet hatte, ließ er sich in Breslau als Privatdocent nieder. Am 1. Mai 1839 hielt er seine Antrittsvorlesung „de Hrosuitha poëtria“.

Freytags Dissertation ist so wenig anziehend, wie alle Werke dieser Art; noch fehlt der Darstellung jene attische Grazie, mit der er späterhin auch trockene Untersuchungen zu beleben wußte.

Von 1839—47 verlebte Freytag in Breslau acht schöne Jahre. Freilich, seine Thätigkeit als Universitätslehrer und seine Verbindungen mit dem übrigen Lehrkörper trugen gerade am wenigstens dazu bei, ihm den Aufenthalt besonders angenehm zu machen. Zunächst war er selbst auf dem Felde, das er bebaute, noch nicht so heimisch, daß er nicht öfters in seinem Wege auf Steine gestoßen wäre. Das Gebiet der Germanistik und Literaturgeschichte war damals noch lange nicht so aufgeschlossen wie heute. Dazu kam, daß die Zustände an der Breslauer Universität in jenen Jahren für ein junges aufstrebendes Talent wirklich unerträglich waren. Der Geist, welcher daselbst herrschte, war ein pedantischer. Selbst geringe Aeußerlichkeiten gaben Anlaß zu Reibereien. Freytag pflegte als junger Mann auch noch ein wenig auf die Erscheinung zu halten, er betrat nicht selten in hellen Handschuhen das Katheder, was ihm von seiten der älteren Collegen Kränkungen genug zuzog. Von seinen Berufsgenossen waren es eigentlich nur zwei, mit denen er engeren Umgang pflegte: Hoffmann von Fallersleben und Dr. Geyder. Die Poesie



H. Kaulbach, Immo und Hildegard. (Nest der Zaunkönige I.)

(Aus der „Gustav Freytag Galerie". Dresden, W. Hoffmann.)

und die liberalen Anschauungen — beides Hauptverbrechen in den Augen der anderen Collegen — waren es, welche das Kleeblatt zusammenführten. Sie sammelten alte Volkslieder, unternahmen gemeinsame Ausflüge in die reizvollen Gebirgsgegenden oder auf die Schlösser bekannter Magnaten. Ein solcher Pfingstausflug führte sie im Jahre 1840 auch nach Gimmel, einem Gute des Grafen Alexander von Dyhrn, im Kreise Oels. Der Graf war ein gutmüthiger, aber sehr leichtsinniger Herr, der sich mit Vorliebe auf den Schöngeist hinausspielte, aber im Grunde eine rein sinnliche Natur war. Das beste an ihm war seine Gemahlin, eine interessante Dame in jenem Alter, in welchem die Frauen am gefährlichsten sind. Ihr Gemahl war eben nicht der zuvorkommendste Gatte, er überließ ihr auch die Unterhaltung seiner Gäste, von denen namentlich Freytag durch den Reiz und die Anmuth der Schloßherrin so gefesselt war, das der zuerst nur auf ein paar Tage projectirte Besuch auf eine ganze Woche ausgedehnt wurde. Er sollte von sehr entscheidenden Folgen auf Freytags ferneres Leben sein, denn das Bild der Gräfin wich nicht mehr aus seinem Gedächtnisse, er konnte es nicht verwinden, daß eine solche Rose mit so wenig Liebe gepflegt werden sollte.

An der Breslauer Universität gestalteten sich die Verhälthältnisse allmählich unerquicklicher. Die Streitigkeiten mit Hoffmann von Fallersleben wurden immer heftiger, drangen in weitere Kreise, erfuhren sogar in der Presse häufige nicht immer leidenschaftslose und unparteiische Besprechungen.

Die Unzuträglichkeiten hatten schließlich im Jahre 1843 zur Absetzung Hoffmanns geführt. Keiner hatte den Muth ihm seine Theilnahme zu bezeugen, alle zogen sich scheu wie von einem Gebrandmarkten zurück, nur Freytag wagte es, ihm einen herzlichen Brief zu schreiben und sich ihm zu seiner Verfügung zu stellen, falls er etwas bedürfe. Gerührt schieden damals die beiden Dichter, um sich nie mehr im Leben wiederzusehen.

Freytag war von Hause aus nicht der Philosoph, der sich

einsam und erhaben auf seinen Beobachtungsstandpunkt zurückzog, so wie wir ihn heut kennen, in jenen Jahren war er im Gegentheil eine lebenslustig angelegte Natur. Da er damals bei seinen Berufsgenossen nicht fand, was er brauchte, fröhliche Gesichter, Lachen, Plaudern und Gläserklingen, so suchte er es natürlich in anderen Kreisen. Nicht zuletzt in denen des Theaters.

Lebhaft und anregungsvoll war auch sein Verkehr, im Molinari'schen Hause in Breslau. Noch heut zählt das alte Colonialwaarenhaus, dessen Begründer dem Süden entstammen, zu den vornehmsten und geachtetsten der Stadt. In jener Zeit, da erst wenig Eisenbahnen den Weltverkehr vermittelten, hatte Breslau eine ganz andere mercantilische Bedeutung, es galt damals als das Augsburg des Ostens. Das Molinarische Haus, das damals noch wenig Concurrenten hatte, besorgte den Zwischenhandel mit allen Colonialproducten für die ganze Provinz Schlesien, das damals noch selbstständige Krakau und einen Theil Polens. Hier in den dunklen Hallen und Corridoren des Gebäudes auf der Albrechtstraße ging Freytag zuerst eine Ahnung von dem Umfange und der Bedeutung des deutschen Handels und eines soliden deutschen Handelshauses auf.

In freien Stunden durchschlenderte er die Straßen der Stadt, namentlich jene Winkel, in denen sich noch eigenartiges Leben fand, welches in andrer Farbe schillerte als dasjenige, das er gewöhnlich vor Augen sah. Einen eigenartigen Reiz hatten diese hohen düstern Holzgebäude mit den weit hinausspringenden Altanen und Erkern, auf denen Wäsche und Felle zum Trocknen ausgebreitet lagen, den zum Fluß hinabführenden engen Treppen, auf welchen halbnackte, schmutzige Kinder spielten. Wie viel Elend, wie viel Verbrechen mochte sich hinter jenen Wänden verbergen! Vollkommen empfand und erkannte Freytag den gewaltigen Gegensatz zwischen der auf's Große gerichteten, schaffensfreudigen Thätigkeit im Hause seines Freundes und dem Feilschen und Markten in diesen Bezirken, das nicht die Heimlichkeit gesucht hätte, wenn es das volle Tageslicht vertragen haben würde. In diese Jahre

fielen auch seine ersten poetischen Versuche. Wie bei einem deutschen Schriftsteller nicht anders zu erwarten — er freilich glaubte sich damals von der Berufsschriftstellerei weit entfernt — begann er seine literarische Laufbahn mit lyrischen Gedichten. „In Breslau“ betitelt sich die Sammlung, sie ist 1845 erschienen (E. Schloemp in Leipzig), allein die Abfassung der Gedichte fällt größentheils in die Jahre 1839 und 40. Sie wird von Reimen ernsten, ja tragischen Inhalts eröffnet, welche in die Stimmung der Lokalfarbe getaucht sind und das Elend der in Folge des Aufstandes vertriebenen und zahlreich in Breslau eingewanderten Polen behandeln, ihnen aber folgen andere, allgemeine Stoffe: Rettungen gefallener Mädchen, bekanntlich eine Vorliebe aller jungen Dichter, dann Balladen heitern Inhalts, Märchen und zuletzt Trinklieder. Auch einzelne Kleinigkeiten politischen Inhalts sind darunter. Das Beste der Sammlung aber ist die Mähr vom Junker Gotthelf von Habenichts. Das Gedicht verdient außer wegen seiner zahlreichen poetischen Schönheiten auch darum einen Platz in der Darstellung der geistigen Entwicklung Freytags, weil sich in ihm zum ersten Mal die Figuren finden, welche wir als besondere Freytag’sche Typen bezeichnen müssen. Die eine dieser Gestalten ist der ernste in der Schule des Lebens geprüfte Mann, dessen warmes Herz dennoch oft mit seinem Kopfe durchgeht, der ehrliche, gerade, manchmal auch grobe Kerl, dem jede Lüge abscheulich ist, den seine Geradheit bisweilen in die verwünschtesten Situationen bringt, aus denen er sich jedoch nach harten Kämpfen meist herausschlägt, so daß er schließlich zum ersehnten Ziele gelangt und die Braut heimführt. Ihm gesellt der Dichter in der Regel den Schalk zu, das erquickende Complement seines Wesens, der bald neckisch tröstend, bald die Philister übermüthig verspottend und aufziehend, jenem hilfreich zur Seite steht, bald als gleichgestellter Freund ihm die schwierigsten, unangenehmsten Lagen durch muntere Laune erleichtert und dazu beiträgt, Alles zum guten Ende zu bringen. Im Grunde sind die Figuren nichts anderes als die personificirten Charakter=

eigenthümlichkeiten des echten deutschen Mannes, in dessen Seele gewichtiger Ernst und lustige Laune nebeinander wohnen, die Urbilder dieser Gestalten lassen sich bis auf Wielands Hüon und Scherasmin zurückführen. Echt deutsch ist stets das Empfinden, Denken und Handeln der Freytag'schen Geschöpfe und daher kommt es, daß sie uns Alle so vertraut anmuthen, daß sie so leicht unsere Liebe gewinnen, daß uns nach der ersten Viertelstunde der Bekanntschaft mit ihnen zu Sinnen ist, als ob wir lebenslang mit ihnen Umgang gehabt, als ob die Modelle derselben zum Kreise unseres täglichen Verkehrs gehörten. Auch die weiblichen Charaktere Freytags bewahren eine gewisse Familienähnlichkeit.

Es ist manche hübsche Kleinigkeit unter den Gedichten, die wohl verdiente, der Vergessenheit entzogen zu werden*). Der reife Dichter mag auf diese Jünglingsarbeiten vielleicht mit einem leisen spöttischen Zucken der Mundwinkel herabsehen, uns sind sie im hohen Grade interessant, zumal darum, weil es die ersten und letzten Gedichte sind, die Freytag geschrieben.

---

*) Wir kommen diesem Wunsche des Verf. durch den im Anhang gegebenen Wiederabdruck der beiden Gedichte „Die Schöpfung der Künstler" und „Der Nachtjäger" entgegen, die bei der grellen Verschiedenheit ihrer Stimmung am ehesten einen Blick in die Gestaltungskraft des jungen Dichters thun lassen.

II. Die ersten Erfolge.

König Friedrich Wilhelm III. war im Jahre 1840 gestorben. Bei seiner nüchternen, kalten Natur hatte die Poesie unter seiner Regierung wenig Gegenliebe und Unterstützung gefunden. Sein kunstsinniger Sohn und Nachfolger suchte denn auch nachzuholen, was versäumt worden war. Eine zwar nutzlose, aber um der guten Absicht willen hoch anzuerkennende That war die Ausschreibung eines Preises für ein gutes deutsches Lustspiel. Auch Gustav Freytag betheiligte sich an der Concurrenz und hatte das Vergnügen, sein Stück, welches der erste dramatische Versuch war, mit dem er in die Oeffentlichkeit zu treten wagte, mit einem zweiten Preise geehrt zu sehen. Es wurde 1841 geschrieben und erschien 1844 im Druck unter dem Titel: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen".

Der Titel zeigt, daß nicht nur Maximilian, sondern auch sein Narr, der ebenfalls im Verlaufe des Stückes zur Braut kommt, der Held ist. Maximilian, der Erbe der österreichischen Länder und Maria, die Tochter Karls des Kühnen, sind seid frühester Jugend mit einander verlobt. Nachdem der Herzog im Kampfe gegen die Schweizer gefallen, wird Maria, die inzwischen großjährig geworden, von mehreren Seiten arg bedrängt, ihr Wort zu brechen und sich anderweitig zu vermählen: Ludwig XI. von Frankreich begehrt ihre Hand für seinen Sohn, ein kränkliches Kind, und zwei Große ihres Landes erheben, der eine gleichfalls für seinen Sohn, der andere für sich selbst, nicht minderen An=

spruch darauf. Sie jedoch, obwohl Niemand am Hofe ihr zu Hilfe ist, bleibt fest und will ihrem Verlobten, den sie nur erst aus dem Bilde liebt, die Treue bewahren. Unterdessen hat sich Max mit seinem Narren Kunz, dessen Schwänke berühmt im ganzen deutschen Lande sind, zur Brautfahrt aufgemacht. Da er weiß, daß seine Gegner ihm dieselbe durch Ränke und Listen hindern wollen, ihm Angeln und Steine in den Weg geworfen haben, so hat er die Verkleidung eines einfachen Ritter Theuerdank gewählt um unerkannt und sicher bis Gent zu gelangen. Vielerlei Abenteuer hat er zu bestehen: von Frankreich's König gedungene Zigeuner verlocken ihn in eine triste Einöde, Ludwigs Barbier Olivier le diable gesellt sich zu diesen, man versucht sie zu überlisten, zu überfallen, allein die Beiden schlagen sich kräftig durch, nicht zum mindesten in Folge der Beihilfe des jungen den Zigeunern entsprungenen Zitherschlägers Kuni. Der letztere entpuppt sich schließlich als Mädchen und wird Kunzens Gattin. Auch Maria hat vieles kräftig erduldet, rohe Gewalt und treulose List mit königlicher Würde niedergeschlagen, nur einmal hat sie gezittert, als man sie überreden wollte, ihr Verlobter sei seinem Bilde nicht ähnlich, sondern bucklig, ein Zwerg. Endlich hält Max seinen Einzug, und sein kriegerisches, tüchtiges Wesen gewinnt ihm wie überall auch hier alle Herzen, selbst die der alten Gegner.

Das Stück hat als Drama große Schwächen, das ist nicht zu läugnen, die größte liegt im Stoffe. Dennoch hat das Stück auch nicht geringe Vorzüge. Eine gesunde Luft durchweht dasselbe von Anfang bis zu Ende, es wird uns herzlich wohl unter all diesen natürlichen Menschen, von denen sich noch jeder die frische Röthe der Wangen bewahrt hat. Max und der Narr sind ein paar prächtig gezeichnete Figuren. Jener treuherzig, muthig, ernst, nur selten huscht ein Lachen, ein Witz über seine Lippen, der Narr voller Schwänke und Scherze, gewandt, aufmerksam, ihm bis zum Tode anhänglich und selbstlos bis zur Aufopferung, dabei aber sorgfältig zu verbergen bemüht, daß und wie er jenen liebe. Dieses absichtliche Zurückdrängen des warmen Gefühls,

dies Verstecken desselben hinter Rauheit oder Spott ist eine Eigenthümlichkeit fast aller Freytag'schen Männergestalten: sie halten es für unmännlich, weiche Empfindungen zu zeigen, und lassen sich doch von ihnen so beherrschen wie jeder brave Mensch. Fast ausnahmslos ist diese Eigenthümlichkeit mit Selbstironie, mit bewußtem, spöttischen Herabsetzen der eigenen Vorzüge verbunden. Selbstironie ist der feinste Ausdruck der Empfindungen, nur ein gemüthlich hoch entwickelter Charakter, voll Thätigkeit, Hintansetzung der eigenen Person und Zartgefühl pflegt sie zu üben. Niemand ist in der Regel empfindlicher gegen fremde Scherze, leichter verletzbar, als der gewöhnliche Mensch, er wittert oft Anspielungen unter den harmlosesten Aeußerungen, ihm liegt Selbstüberhebung darum weit näher als Selbstherabsetzung.

Freytag, anstatt nun mit erneuter Lust an die poetische Arbeit zu gehen und wieder etwas preiswürdiges zu produciren, rührte in den nächsten drei Jahren keine Feder und ließ, als er dann ein neues Werk begann, auch dieses unvollendet liegen. Er war sich bei den Bühnenaufführungen des Lustspiels in Breslau seiner Schwächen bewußt geworden, er hatte erkannt, wie viel ihm zur Vollendung noch fehle. Jetzt beschloß er mit aller Macht zu lernen, er ging eifrig zu den Franzosen in die Schule, bei diesen Meistern in der geschickten Disposition, im knappen, lebenswahren Dialoge, in der Kunst Gestalten mit drei charakteristischen Strichen zu zeichnen. Indem Freytag ihnen ein eifriges Studium zuwandte und zugleich seinen Umgang mit den Mitgliedern des Theaters noch erweiterte, erwarb er sich nach und nach eine Menge technischer Erfahrungen und Kunstgriffe, die ihm später außerordentlich zu statten kamen.

Aus dem Jahre 1844 stammt das Fragment (der 1. Act) des „Gelehrten", eines Trauerspiels. Walter, ein junger Historiker verlebt seine Ferien auf dem Gute seiner adligen Freundin Leontine. Die Rückkunft der letzteren aus dem Bade ist gemeldet, und Walter rüstet sich gleichfalls zur Abreise. Aber jetzt, da er scheiden soll, fühlt er zum ersten Mal, daß er Leontine liebe, um so heftiger, als er sie für immer verlieren soll, denn das erste,



H. Kaulbach, Nest der Zaunkönige II. (Die Ahnen II. Bd.)

(Gustav Freytag Galerie. Dresden, W. Hoffmann.)

womit ihm Leontine entgegentritt, ist die Anzeige ihrer Verlobung mit ihrem Vetter Reginald, einem ziemlich oberflächlichen Weltmanne. Die beschlossene Verbindung ist keine der Herzen, sondern eine solche der Vernunft, daraus macht auch Leontine kein Hehl. Allein Walter ist nicht gewillt aufzugeben, was er schon halb besitzt, und nun beginnt ein Ringen um Leontinens Besitz zwischen ihm und Reginald, der die Gefahr der reichen Erbin verlustig zu gehen merkt. Sein Stelldichein mit Leontine, in welchem seine Empfindung durchbricht, wird durch Reginald gestört, der nun laut vor einer ganzen, geladenen Gesellschaft die Verlobung proclamirt. Leontine sinkt wohl für den Moment in Ohnmacht, ist aber nicht stark genug, die Ketten abzustreifen, sie geht mit ihm. Walter verzweifelt zuerst, dann faßt er sich; die Katastrophe hat ihm Selbsterkenntniß gegeben, er erkennt seine Schwäche, er will hinausgehen in die Welt, „ins Volk“, will arbeiten und sich zum tüchtigen Manne machen. Soweit das Fragment. In den folgenden Akten sollte die Gräfin, nachdem sie ihren Gemahl verlassen und ihr Erbe aufgegeben, zu Walter zurückkehren, der als Steinmetzmeister schließlich ein zufriedenes und beschauliches Dasein führte. Wäre der Entwurf ausgeführt worden, so hätte er sich gewiß zu einer interessanten Handlung gestaltet, in seiner unfertigen Gestalt besitzen wir nur die anziehende Charakterstudie einer selbst noch unfertigen Gestalt. Walter ist ein Mensch, der mißvergnügt mit sich selbst, das Unproductive seiner Thätigkeit, die Nutzlosigkeit derselben für das Allgemeine erkennt und sich nach einer großen, befreienden That sehnt, allein nicht ein bestimmtes Ziel, noch den Weg findet, zu einem solchen zu gelangen.

Sein Widerspiel ist Romberg, der Journalist, der Parteimann durch und durch. Für ihn giebt es kein anderes Interesse als das Blatt, dem er seine Kräfte gewidmet hat, und die Sache, welcher er dient. In demselben Jahre 1848 nun, in welchem der „Gelehrte“ zum ersten Male in Ruges „Poetischen Bildern“ im Druck vor dem deutschen Lesepublikum erschien, wurde der Dichter durch einen neugewonnenen Freund zur Fahne der politischen

Tagesschriftstellerei hinübergezogen. Vorher aber spielte er noch ein paar dramatische Trümpfe aus. Zunächst schrieb er „die Valentine" (1846) die lange Zeit für das beste bürgerliche Schauspiel gegolten. Das Stück erregte bei seinem Erscheinen sogleich die allgemeinste Sensation. Das ist erklärlich, denn es bezeichnet nicht nur einen Markstein in der geistigen Entwickelung unseres Dichters, sondern auch einen Wendepunkt in der des modernen Dramas. Noch kein Bühnenschriftsteller hatte gewagt, die schneidenden Conflicte des modernen Lebens so ungeschminkt auf das Theater zu bringen. Der Ausgleich zwischen Adel und Bürgerthum, die Vermischung beider Stände durch eheliche Verbindung wurde in diesem Stücke gepriesen, und ziemlich unverblümt deutete Freytag an, daß der erstere bei dieser Verbindung allein oder mindestens vorzugsweise in der Lage sei zu empfangen, zu gewinnen. Denn das freie Bürgerthum, das in harter Schule des Lebens herangebildet die ehrliche Arbeit zu seiner Lebensbestimmung machte, galt ihm stets als der erste Stand der Welt, dem Handwerker hinter der Hobelbank vindicirte er tausendmal mehr Nutzen für den Staat, poetischen Gehalt und Anspruch auf Ehrerbietung, als dem that- und energielosen Theil des Adels, den er von Jahr zu Jahr tiefer herabkommen und in Schulden, geistlosen Zerstreuungen und Fürstenliebedienerei untergehen zu sehen glaubte. Jener schlesische Magnat, dessen Gemahlin auf Freytag einen so unwiderstehlichen Zauber ausübte und die in der That späterhin Frau Dr. Freytag wurde, mochte ihm wohl als charakteristischer Vertreter einer ganzen Gesellschaftsklasse erscheinen. Wenn nun in der beabsichtigten Fortsetzung des „Gelehrten" wie in der „Valentine" jedesmal die Aristokratin ihren adligen Bewerber fallen ließ, um dem einfachen, thatkräftigen Bürgerssohne die Hand zu reichen, so mag in diesen Fällen, um mit Shakespeare zu sprechen, der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein — ein glücklicher Vater allerdings, der Ursache hatte stolz auf sein Kind zu sein, und dem im Gegensatz zu vielen Dichtern die Wirklichkeit nicht vorenthielt, was ihm die Muse versprach.

War die Wahl des Stoffes der „Valentine" somit eine höchst glückliche, ein Griff in die Zeit und in die Fülle des Menschenlebens, so blieb der Dichter auch in der Ausführung den höchsten Forderungen nichts schuldig. Jetzt zeigte er, was er von den Franzosen gelernt. Er hatte ihnen sehr vieles und wichtiges abgelauscht, aber dieses selbstständig zu benutzen verstanden. Kein Wort ist überflüssig, keine Figur steht am unrechten Platze, ein Jeder spricht jedesmal nur so viel als unbedingt nothwendig und erlangt so, daß jedes seiner Worte interessirt und beachtet wird. Die zahlreichen Vorzüge der „Valentine" ließen dieselbe bald nach ihrem Erscheinen von Breslau aus (13. XI. 46) die Runde über die deutschen Bühnen machen. Die dankbaren Aufgaben, welche darin den Schauspielern gestellt waren, ließen sie mit Liebe an das Stück gehen. Bertha Unzelmann war als Valentine das Entzücken ihrer Zeit. Sie führte bei Gelegenheit ihres Gastspiels im Mai 1847 auch das Stück zuerst in Berlin ein. Mit ihr, Hendrichs (Saalfeld) und Döring (Benjamin) erzielte das Stück beim Publikum wie bei der Kritik große Erfolge. An einigen anderen Hoftheatern stellten sich der Aufführung allerdings zuerst Hindernisse entgegen, wie in dem allzeit sehr scrupulösen Wien und besonders in Dresden. Noch heut geht kaum die Saison eines besseren Theaters vorüber, ohne daß wenigstens einmal Georg seinen nächtlichen Besuch im Zimmer der Baronin Geldern abstattet.

Das Stück hat auch im Auslande viel Glück gehabt, selbst ins Norwegische wurde es übersetzt und am Hoftheater in Christiania unter Ibsens Leitung gegeben.

Inzwischen war es in Breslau zu einem definitiven Bruch gekommen. Schon seit längerer Zeit waren ihm die dortigen Verhältnisse unerträglich geworden. Ein Theil seiner Freunde war entfernt worden, oder gestorben oder verzogen. Immer deutlicher sah er ein, daß das akademische Lehrfach doch nicht sein eigentlicher Beruf sei, daß ihn Talent und Neigung vielmehr auf die literarische Bahn wiesen. Die Zwistigkeiten mit

seinen älteren Collegen wurden größer und größer, so ausgezeichnete Männer auch unter ihnen waren, nahmen sie doch beinahe ausnahmslos einen engherzigen, beschränkten Standpunkt ein, was nicht unmittelbar aus alten Folianten geschöpft war, erschien ihnen nicht als Wissenschaft. Freytag aber war schon längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die alte Art und Weise Geschichte aufzufassen, zu schreiben und zu lehren zwar nicht beseitigt werden könne, aber doch einer neueren, besseren Raum neben sich gewähren müsse. Ihm war die Geschichte der Menschheit hauptsächlich so weit interessant, als sie Culturgeschichte war, die einfache Aufzählung und Erforschung des Geschehenen konnte ihn nicht befriedigen, er wollte den Bildungsgang der Menschheit ergründen, den Weg verfolgen, den die Civilisation, die Humanität genommen. Da geschah ein Unerwartetes, eine Art Gewaltstreich, wie ihn nur Stenzel und Consorten führen konnten: auf Antrag des genannten, der damals Dekan der philosophischen Facultät war, wurde ihm das Lesen seines Collegs untersagt. Freytag gab auf diesen Angriff die einzig richtige Antwort: gar keine. Er verzichtete darauf, die Angelegenheit an die große Glocke zu hängen und höheren Orts zur Sprache zu bringen und verließ ohne Sang und Klang die Hochschule. Der Göttin der Wissenschaft sagte er, ohne sich im Geringsten um die üblen Nachreden, die ihm natürlich nicht erspart blieben, zu bekümmern, Lebewohl in der Absicht, von nun an ganz allein der dramatischen Muse zu leben: denn daß diese ihm Förderung und Ruhm bringen werde, war ihm nach dem Erfolge der „Valentine“ klar geworden.

Er wählte Dresden als Wohnort. Die herrliche Lage dieses Ortes bestimmte ihn dazu. Er ging mit der festen Absicht um und führte dieselbe auch aus, sich ein eigenes Heim zu gründen, und wollte der Erkorenen seines Herzens, der Gräfin Dyhrn, die inzwischen die Bande ihrer ersten Ehe gelöst hatte, ein möglichst angenehmes Haus bieten. Dies gelang ihm denn auch, da zu jener Zeit das geistige und gesellschaftliche Leben

Elb=Athens ein frisches und fröhliches war. Da lebte der alte Ludwig Tieck, da waren eine gute Anzahl gleichstrebender Freunde, unter ihnen Eduard Devrient, der auch gern dem Theater vom wissenschaftlichen Standpunkt zu Hilfe kommen wollte, zugleich Schauspieler, dramatischer Lehrer, Theaterdichter und Theaterhistoriker. Zu jenem Dresdener Freundeskreise gehörten noch Berthold Auerbach, Fröbel und Ruge, die Freundschaft mit dem letzteren aber war leider keine für das Leben dauernde, politische Gegensätze führten die Beiden nur zu bald auseinander.

Die allseitigen, über das Erwarten hinausgehenden Erfolge der „Valentine“ hatten dem Dichter Muth zu einem neuen Werke gemacht, welches in demselben Jahre das Licht der Welt und zugleich der Lampen erblickte: „Graf Waldemar“, das vielleicht nicht gerade zu den allerersten aber sicher zu den eigenartigsten Producten der modernen Bühne gehört.

Ein blasirter, lebensmüder Aristokrat wird durch die Liebe eines unschuldigen, jungen Mädchens geheilt, von dem drohenden moralischen Untergange gerettet und der nützlichen Thätigkeit zurückgegeben: das ist der Grundgedanke des Freytag'schen Dramas, und er ist ebenso ethisch als poetisch.

In der Zeichnung der Charaktere hat Freytag in diesem Stück meisterhaftes geleistet, nirgendwo hat er wieder in einzelnen Gestalten die heterogensten Elemente mit solcher Natürlichkeit zu vermischen gewußt und durch kleine Züge denselben charakteristische Individualität zu verleihen vermocht. In der Seele des Titelhelden paaren sich Verachtung des Lebens, spöttisches Hinwegsetzen über das, was Andern hoch und heilig gilt, mit tiefer Empfindung und einem trotz Allem gesunden und edlen Kern. Gertrud ist zugleich das sanfte, demüthige Naturkind und das stolze, selbstbewußte Weib, sie fühlt deutlich die Macht, welche der Graf über ihr Herz errungen, und besitzt Stolz genug, seinen Heirathsantrag abzulehnen, um ihm doch im Augenblick später um den Hals zu fallen. Georgine ist halb Furie,

halb kokette Salongrazie, eine Mutter, die im Stande wäre ihr eigenes Kind zu tödten, nur um es der Nebenbuhlerin nicht zu überlassen.

So musterhaft das Drama in technischer Hinsicht gearbeitet ist, so wenig es in seiner Gestaltung Risse oder Sprünge zeigt, so beruht es doch zum Theil auf unmöglichen Voraussetzungen.

Das Stück erregte bei seinem Erscheinen auf der Bühne und im Druck allgemeine Sensation, es gab kaum ein Theater, welches dasselbe nicht in sein Repertoir aufgenommen hätte. Freytag selbst war durch die dauernden Erfolge des Stückes höchst ermuthigt, er faßte in kühnem Muthe den Plan, von nun an Jahr für Jahr ein gutes Stück herauszubringen und hätte die Absicht auch sicherlich durchgeführt, wenn nicht äußere Ereignisse ihn plötzlich in andere Bahnen geführt hätten.

III. Freytag als Journalist.

Die Stürme des Revolutionsjahres waren hereingebrochen. Kurze Zeit nach den verhängnißvollen Märztagen, als die Vorbereitungen zur Wahl für das Frankfurter Parlament getroffen wurden, jener Versammlung der gelehrtesten und der unpraktischesten Männer des deutschen Landes, saßen im Wirthsstübchen eines Leipziger Gasthofes Freytag und Heinrich Laube in vertrautem Gespräch bei einander, beide Landsleute freisinnig vom Wirbel bis zur Zehe, mit jedem ihrer Gedanken beim Volke und dessen Zielen stehend, aber beide weit entfernt davon, die Ausschreitungen, welche vorgefallen waren und noch vorfielen, zu billigen. Damals gab Laube dem Freunde den Rath, sich für Frankfurt ins Parlament wählen zu lassen und der guten Sache auch seinerseits mit den besten Kräften zu dienen. Allein Freytag war ein Feind aller parlamentarischen Debatten und erkannte schon damals die praktische Nutzlosigkeit jenes Parlaments, denn „nicht in Frankfurt, sondern in Berlin liegt die Entscheidung", entgegnete er. Was damals nur noch die Wenigsten sich eingestanden, daß auf die Mitwirkung Oesterreichs, auf die Gründung eines großdeutschen Kaiserthums verzichtet werden müsse, stand bereits klar vor seiner Seele.

Aber bald nach jener Ablehnung, in die politischen Verhältnisse einzugreifen, fügte es dennoch das Schicksal, das ja mit Plänen und Vorsätzen oft sonderbar spielt, daß er in die Wirbel und Strudel der Tagespolitik hineingerissen wurde, und zwar



H. Kaulbach, Brüder vom deutschen Hause. (Die Ahnen III. Bd.)
Gustav Freytag Galerie. Dresden, W. Hoffmann.)

auf einen viel unruhigeren, bedrängteren Platz, als der eines Parlamentariers war: er wurde Journalist. Der Journalist aber hat ganz andere, schwerere Aufgaben als der oft stumme Volksvertreter, er muß eine weit größere Schneidigkeit und Schlagfertigkeit entwickeln als jener. So war's kein Wunder, daß der Dichter nun den sein poetisches Schaffen lähmenden Einfluß der Politik erfuhr. Aber seine journalistische Thätigkeit in diesen Jahren selbst macht einen erfreuenden Eindruck, denn beinahe jeder einzelne Artikel, den er niederschrieb, ist ein kleines, in sich abgeschlossenes Meisterwerk. Die Art, wie Gustav Freytag für die journalistische Thätigkeit gewonnen wurde, ist eigentümlich genug: nicht ein längerer innerer Kampf, nicht ein plötzlicher unwiderstehlicher Drang hat es bewirkt, sondern eine Unterredung mit einem Manne. Julian Schmidt aus Marienwerder war der „Romberg" des Dichters, mit besserem Erfolge als dieser dem Archivar Walther gegenüber. Julian Schmidt war damals noch ein schäumender, sprudelnder Most, von jener Sorte freilich, die mit Sicherheit den einst abgeklärten goldigen Wein verspricht.

Durch Ruges Vermittlung waren die Beiden zusammen gekommen. In vertrautem Gespräche saßen sie einst bei einander und erwogen die Noth der Zeit. Daß nur vermittelst der Presse ein Einfluß auf die Gebildeten ausgeübt werden könne, schien klar. Da hatte sich's denn gefügt, daß gerade in jenen Tagen Gelegenheit für einen aufstrebenden, vielleicht ein wenig ehrgeizigen Schriftsteller war, sich an einem jungen, aber bereits erfolgreich eingeführten Journal zu betheiligen. Jenseits der Grenze des Vaterlandes, in Brüssel, war einige Jahre vorher, seit 1841, eine Wochenschrift erstanden, die wegen ihres gediegenen und mannigfaltigen Inhaltes und der von den andern, schwerfälligen deutschen Blättern abweichenden angenehmen Form der Darstellung sich bald Achtung und durch die Achtung Geltung verschafft hatte. Die „Grenzboten" nannte sie sich, und ein österreichischer Journalist, Ignaz Kuranda, war ihr Begründer und Leiter. Bald

nach der Gründung sah sich Kuranda gezwungen, um dem deutschen Leben und Treiben nahe zu stehen, den Sitz nach Deutschland zu verlegen, er wählte den literarischen Centralpunkt des Landes, Leipzig. Allein ein unruhiger Geist, wie er war, stets auf neue Unternehmungen bedacht, hielt er es nicht lange in Leipzig aus, sondern hatte zu jener Zeit eben gerade den festen Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen. Darum bot er seinen Antheil an den „Grenzboten" zum Verkauf. Als die Beiden sich nach längerer, eingehender Berathung erhoben, hatten sie den festen Entschluß gefaßt, diesen Antheil gemeinsam zu kaufen und mit Aufgebot all ihres Könnens und Wissens das österreichische Interessenblatt in eine werthvolle, gehaltreiche Zeitschrift umzugestalten. Sie verhehlten sich keineswegs die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten. Dennoch unternahmen sie das schwere Werk, in dem guten Bewußtsein der Richtigkeit ihrer Bestrebungen und in dem idealen Vertrauen, daß in deutschen Landen dem Appell zu treuer Aufrichtigkeit und zum Gehorsam gegen die Gesetze des Staates und der Vernunft immer eine freudige tausendstimmige Zustimmung gefolgt sei und folgen werde. Die Hoffnung wurde nicht getäuscht, zwar prosperirte das Blatt nur langsam, allein es errang sich durch seine charaktervolle Haltung, in der es nicht einmal von dem als recht anerkannten Pfade abwich, Achtung vom ersten Tage unter den neuen Redakteuren (1. Juli 1848) ab selbst bei den Gegnern, und in der Politik, im öffentlichen Leben heißt Achtung gewonnen Alles gewonnen.

Immer vertrat Freytag die Ansicht, daß das Heil Deutschlands nur in einer Verständigung der Regierungen mit dem Volke zu suchen, jeder einseitige Versuch, die Verhältnisse umzugestalten verwerflich sei. Was seine Ansicht über die Umgestaltung des deutschen Bundes betraf, so hat er auch diese nie gewechselt, sondern trotz aller Anfechtungen, trotz der Ablehnung Friedrich Wilhelms IV., trotz Olmütz daran festgehalten, daß Deutschlands Heil bei Preußen stehe, ja daß Oesterreich wider

sein eignes Interesse handle, wenn es nach der Hegemonie in Deutschland strebe.

In jenen bewegungsvollen Jahren mußte natürlich neben der Politik alles Andre zurücktreten, auch die Spalten der Grenzboten waren ihr fast ausschließlich gewidmet. Ganz allmählich, vom Jahre 1851 ab, drängten sich auch die andern Interessen der Gesellschaft hinein: Kunst, Wissenschaft, Technik, die großen und kleinen Fragen des Lebens in tausendfältiger Gestalt.

In jeder Weise kämpfte Freytag gegen die blinde Unterordnung des Mannes mit Preisgabe seiner geistigen Freiheit: er pries Luther, der ganz im Dienste einer Idee stehend, doch nie die Herrschaft über sich selbst verlor und verspottete in seinem besten Lustspiel die moderne politische Charakterlosigkeit der Lohnschreiber Schmock und der Stimmlämmer Kleinmichel. Darum entwarf er seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die er in einzelnen Abschnitten in den Grenzboten veröffentlichte nicht auf Grund alter Chroniken und Historien, sondern im Anschluß an Tagebücher, Briefe und Berichte einzelner, tüchtiger Männer welche unbewußt der getreueste Spiegel ihrer Zeit waren und deren Verhalten den Modernen ein gutes Beispiel geben mochte.

Mit richtiger Erkenntniß faßte Freytag seine Pflicht als Redakteur nicht nur dahin auf, selbst gute Artikel zu schreiben, sondern auch seinem Blatte einen Stamm treuer und geschickter Mitarbeiter zu erwerben. In ein festes Verhältniß zu den „Grenzboten“ traten damals für längere oder kürzere Zeit: Moritz Busch, Max Jordan, Alfred Dove, Karl Mathy, Heinrich v. Treitschke u. a.

Der vornehmlichste seiner persönlichen Freundschaft war kein anderer als der eigene Verleger, der alte Salomon Hirzel. Dieser grundgelehrte, freisinnige Mann war recht nach seinem Herzen.

Ein anderer lieber Freund war ihm Moritz Haupt, der berühmte Philolog, mit dem er in herzlicher Gastfreundschaft verbunden war, einer der seltenen Gelehrten, welche nicht im Formelwesen der Grammatik den Triumph der Wissenschaft sahen.

Die Tafelrunde in Leipzig vervollständigten der kunstsinnige

Bürgermeister, dann der Generalconsul Crowe, dem wir ein vortreffliches Werk über die Geschichte der Malerei verdanken, Jahn, der feinsinnige Kenner der Musik — letztere Kunst ist nebenbei bemerkt die, zu welcher Freytag die wenigsten Beziehungen hat — einige Kaufleute und Gelehrte.

Nur die kältere Hälfte des Jahres brachte Freytag in der angenehmen Pleißestadt zu, in der schöneren Zeit bot ihm Siebleben bei Gotha, wo er sich 1851 angekauft hatte, einen freundlichen und behaglichen Wohnsitz.

Dieser ständige Aufenthalt in Siebleben gab natürlich dem Dichter Gelegenheit zu öfterem Zusammenkommen mit dem Herrscher des kleinen Landes, dem Herzog Ernst II. von Gotha. Beide Männer mußten sich zu einander hingezogen fühlen, der kunstsinnige Fürst zu dem Dichter, und der Politiker zu dem ersten Herrscher, der seinen Unterthanen freiwillig eine Verfassung gegeben, der in den schweren Zeiten des Liberalismus d. h. dessen, was man damals unter diesem Begriff verstand — treu zur Fahne gehalten hatte, der dem überall im Vaterlande verfolgten Nationalverein eine Freistadt in seinem Lande gewährte und bemüht war, von Nah uud Fern bedeutende Männer an seinen Hof zu ziehen und denselben den Aufenthalt im Lande so angenehm wie möglich zu machen.

Manches Wort voll Kraft und Geltung mag da gefallen sein. Zu Mitgliedern jenes Kreises bedeutender Männer gehörten unter anderen Baron von Stockmar, der viel verkannte und vielgeschmähte, der mehr war als ein bloßer Intrigant, wie man ihn oft gescholten, von Holtzendorff, Hofrath Becker, Karl Mathy. Der letztere war zum ersten Mal 1854 in Gotha, um die Verhandlungen wegen Gründung der Gothaer Privatbank zum Abschluß zu bringen, und bei dieser Gelegenheit dem Herzog vorgestellt worden. Schon damals wollte ihn dieser dauernd an seinen Hof fesseln, allein es gelang nicht, man mußte sich begnügen, ihn für den dort gegründeten Preßverein gewonnen zu haben, welcher durch Brochuren und Flugblätter der liberalen Sache zu dienen beflissen war, und außer-

dem eine in Leipzig erscheinende autographirte Correspondenz herausgab.

Diese Correspondenz sollte Freytag in demselben Jahre noch eine große Unannehmlichkeit bereiten. Es war ihm aus Berlin eine discrete Mittheilung zugegangen, welche sich auf die dem Völkerrecht hohnsprechenden, empörenden Auslieferungen der übergetretenen Polen an Rußland bezog. Freytag, dessen Begriffe von nationaler Ehre stets die strengsten und schärfsten waren, fühlte sich in seinem Gewissen verpflichtet, die Mittheilungen nicht zu unterdrücken sondern jener Correspondenz zur Veröffentlichung zu übergeben. Die preußische Regierung hielt sich jedoch dadurch für gekränkt, und erließ inzwischen einen geheimen Verhaftsbefehl gegen Freytag, der rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt, Leipzig verlassen und nach Gotha fliehen konnte.

In edler Weise nahm sich der Herzog des Dichters an, machte ihn zu seinem Unterthan und stellte ihn unter der Verleihung des Hofrathstitels gewissermaßen pro forma in seinen unmittelbaren Dienst als Vorleser, ein Amt, das er als solcher wohl nie ausgeübt hat. Von dieser Zeit an hing Freytag mit der verehrungsvollsten Dankbarkeit an einem Fürsten, der nicht blos seinem Range nach sondern in jeder Beziehung zu den ersten Männern Deutschlands gehörte, an dessen Hofe er viele schöne Stunden zubrachte.

Neujahr 1858 siedelte Mathy völlig nach Gotha über, er hatte sich entschlossen die Leitung der Bank, die er zu gründen geholfen hatte, zu übernehmen. Schnell schloß sich eine innige Freundschaft zwischen beiden Männern, welche in der Denkart so viel Gemeinsames hatten, und aus der gegenseitigen Achtung wurde gar bald eine innige Liebe. Viele im ganzen Vaterlande Aufsehen erregende Artikel sind da entworfen und besprochen worden. Manchen derselben hat auch Karl Mathy allein geschrieben, aber um einen solchen zu erlangen, mußten Freytag oder Julian Schmidt stets erst irgend eine kleine List in Anwendung bringen, ihm denselben abschmeicheln oder abtrotzen, etwa wie Bolz dem Professor Oldendorf.

Das Lustspiel, dem die beiden letztgenannten Namen entlehnt sind, war mittlerweile vollendet und hatte seinen Rundgang über die deutschen Bühnen angetreten. Es war gewissermaßen ein mitten im Feuer gemaltes Schlachtbild. Während der heftigsten politischen Wahlbewegung, trotz seiner anstrengenden journalistischen Thätigkeit hatte der Dichter Zeit gefunden, den Plan zu dem noch immer unerreichten Lustspiel zu entwerfen und aufs sauberste uud subtilste auszuführen. Merkwürdig schnell hatte er für die Eindrücke, die ihm von außen kamen, die Form der Darstellung gefunden. Dies Stück ist das Leben selbst mit all seinen liebenswürdigen Reizen, mit seinem Sonnenglanz und dem Lachen fröhlicher Menschen.

Konrad Bolz, wer kennt ihn nicht den rührenden Hanswurst, den Spötter, den politischen Eulenspiegel, den närrischen Diener einer großen Idee, diese einzige Mischung von Laune, echtem Gefühl, Begeisterung und Selbstironie? Ein echter Deutscher ist er vom Wirbel bis zur Zehe. Sobald er auf der Bildfläche erscheint, meint man von der Bühne herab das Anwehen eines erfrischenden Morgenwindes zu empfinden. Alle, Bekannte wie Unbekannte, behandelt er mit einer gewissen souveränen Verachtung, er würde uns, wenn wir persönlich mit ihm zu thun hätten, wahrscheinlich gerade so ironisch behandeln, und doch müssen wir diesem Menschen gut sein, denn hinter jedem Worte, das er spricht, zuckt es um seine Mundwinkel: „es war ja nicht so gemeint.“ Der Mann der in Schlachten sein Leben für nichts gehalten, der Batterieen gestürmt und Regimenter zersprengt hat, steht seiner kolossalen, liebenswürdigen Unverfrorenheit gegenüber machtlos da. Ueberall bewegt er sich mit gleicher Sicherheit, stets hinterläßt er den Eindruck, daß ihm nichts mißlingen könne.

Aber derselbe Mann, der so meisterhaft für seine Partei und seinen Freund wirkt und intriguirt und ihm Sieg und und Versöhnung mit dem Gegner verschafft, ist unbehilflich wie ein Kind sobald er einen Schritt für sich selbst thun soll. Schon als Knabe hat er für eine andere gelitten, ohne von der, die er

Aus: die Journalisten. Act III.

Bolz: Ich schreibe frisch drauf los, so lange es geht. Geht's nicht mehr, dann treten Andern für mich ein und thun dasselbe. Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen ist, so fallen andern Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot bäckt zum besten Vieler.

Gustav Freytag.



Herterich, Die Journalisten.
(Gustav Freytag Galerie.)

schützte, den geringsten Ritterlohn zu begehren. Nun liebt er, Mann geworden, heiß und innig, sein ganzes Sehnen geht darauf, die Theure heimzuführen, allein er hat nicht den Muth an sie heranzutreten und zu sagen: „Adelheid, ich wünsche Sie zur Frau.“ Adelheid selbst muß ihm die Hand reichen, muß mit klugem Sinn alle Angelegenheiten zu allgemeiner Zufriedenheit ordnen. Freytag hat viele Frauengestalten voll der gewaltigsten Leidenschaften, voll jungfräulicher Herbe und mädchenhafter Zärtlichkeit geschaffen, doch keine seiner Figuren besitzt diesen Reiz der Anmuth, der Adelheid im höchsten Grade eigen ist. Sie ist die verkörperte Salongrazie, von einem ihrem Geliebten ebenbürtigen Humor und ohne den Beigeschmack seiner ironischen Schärfe. „Das wird eine lustige Ehe geben zwischen den beiden,“ sagt jeder Zuschauer, wenn der Vorhang fällt, „eine harmlose Neckerei ohne Ende.“

Das Gegenbild zu jener leichtlebigen, viven Gruppe bildet die Familie Piepenbrink nebst Anhang: Beschränktheit in den Anschauungen, enger Gesichtskreis, großes Selbstbewußtsein, Stolz auf die große Lebenserfahrung und dabei fabelhafte Leichtgläubigkeit charakterisiren sie. Dafür besitzen sie jedoch ohne Ausnahme eine gewisse Gutmüthigkeit, lieben den Frohsinn, lassen sich durch Bolz' erlogene Rettungsgeschichte zu Thränen rühren, sind der Freundschaft nicht leicht zugänglich, aber in derselben beharrlich. Charakteristik und Dialog sind natürlich und lebendig, die Sprache fließt so leicht und glatt vornehm wie stets bei Freytag, und auch hier weiß der Dichter Töne, Naturlaute zu finden, welche durch ihre einfache Wahrheit mächtig ergreifen. Die erste Vorstellung des Lustspiels fand im Stadttheater zu Breslau am 8. Dezember 1852 statt. In Berlin nahm die Leitung des Königlichen Theaters Anstoß an der Tendenz, so daß das Stück am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung gelangte, wo der trefflichste aller Bonvivants, Anton Ascher, den Bolz spielte. Der Erfolg war natürlich hier wie überall ein stürmischer. Das Hoftheater entschloß sich übrigens

später doch, als mildere Lüfte in den oberen Regionen zu wehen begannen, zur Aufführung des Stückes.

Mit den „Journalisten" nahm Freytag Abschied vom modernen Drama. Freytag ist ja überhaupt in seinem Schaffen der unberechenbarste Schriftsteller, den die heimische Literatur kennt. Weit entfernt davon, sich einschränken zu lassen, versucht er sich auf jedem Felde schriftstellerischer Thätigkeit und erzielt auf jedem dank seinem versatilen Talente, das sich in echt schlesischer Art auf dem fremdesten Terrain rasch zurechtzufinden weiß, dank seiner gewaltigen Gestaltungskraft und seinem ewig sprudelnden Humor neue Erfolge. Freytag neigt zu psychologischer Vertiefung seiner Gestalten, zu feiner, ausgeführter Detailmalerei, zu eingehender Schilderung größerer Segmente des Erdenlebens: den Handelsstand, den Verfall des niederen Adels, den Kampf zwischen Deutschthum und Polenthum, den Gelehrtenstand, die Hofkreise schildert er mit seltener Plastik und umfassender Sorgfalt ab. Wie des Lebens Müh uns allein des Lebens Güter schätzen lehrt, so kann der Werth der Thätigkeit, der geachteten Stellung der Welt nur derjenige voll ermessen, welcher sich dieselbe durch eigne Kraft hat erobern müssen, und nur der hat einen berechtigten Anspruch auf die Achtung der Welt, welcher nicht in geheimen Stunden vor sich selbst zu erröthen braucht. Kein noch so reiches Vatererbe kann den Mangel eigen erworbenen Gutes ersetzen. Das Mittel und der Weg aber, das Leben und dadurch sich selbst kennen zu lernen und den Platz, an den man gehört, ist für den Mann die Arbeit, für das Weib die Liebe.

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis",

denkt Freytag mit unserem großen Nationaldichter. Darum soll der Dichter, dessen Aufgabe es ist das Schönste und Beste darzustellen, was das Leben bietet, das Volk, aus dem „man allein holen kann, was die Herzen erwärmt und den Geist erfrischt" da suchen, „wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit."

Das letztere wunderbare Wort Julian Schmidts, welches jeder Romandichter über der Thür seines Hauses eingegraben und stündlich vor Augen haben sollte, fiel dem Dichter ein, als er an einem lachenden Maiabend, wie er in der Vorrede zu „Soll und Haben“ schildert, an der Seite des Herzogs von Coburg auf dem schönen Callenberge stand und über so mancherlei mit diesem sprach: über die Verwirrung der letztvergangenen Jahre, über die Muthlosigkeit und müde Abspannung der Nation und über den Beruf der Dichter, die gerade in solcher Zeit dem Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vorhalten sollten zur Freude und Erhebung. Freytag brütete damals eben über dem Plane zu diesem Roman, in einer früheren Unterredung mit Moritz Haupt war ihm die erste Anregung dazu geworden. An jenem Abend begann der Wirrwarr der Ideen sich zu lösen, eine rangirte sich hinter die andere. Er wurde sich bewußt, daß er, um den Zeitgenossen ein Buch zur Erbauung und Erhebung in schweren Tagen zu schreiben, dieselben auf die Quellen der Tüchtigkeit hinweisen müßte, welche unter Gestrüpp und Geröll halb verborgen und verschüttet flossen. Vor Allem wichtig erschien ihm der Schauplatz, den er der Handlung seines Romans anwies. Da standen sie denn mit einem Schlage wieder vor seinem geistigen Auge, die durch langjährigen Verkehr ihm so vertrauten Gassen der vaterländischen Haupt- und Residenzstadt Breslau, in denen der Fuchs geschwärmt und getollt, die schwarzen düstern Hintergebäude an der Ohle, in denen so viel geschah und zusammenkam, was des Tages Licht zu scheuen hatte und zu denen er stets mit einer Mischung von Mißtrauen und Verwunderung hinaufgeschaut hatte, und das einfach würdige Patricierhaus, in dem der Jüngling so viele Liebe und Güte gefunden, in dem er aber auch zum ersten Mal den Muth, die Ausdauer und Umsicht eines Großkaufmanns kennen und achten gelernt hatte; und das schien gewiß, wenn irgendwo das schroffe Nebeneinanderstehen mächtiger Gegensätze ein der Poesie günstiges Feld geschaffen hatte, so war es hier der Fall. Drei Lebenskreise, re-

präsentirt durch drei Häuser, sind es, in welche der Dichter uns einführt. Der erste repräsentirt das gesunde, kernige Bürgerthum, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte aus kleinen Anfängen heraus durch eigene Kraft und Tüchtigkeit zu großer, herrschender Bedeutung herangebildet hat. Langsam und mit Bedacht ist Stein auf Stein herzugetragen und angefügt worden, aus den Steinen wurden Stockwerke, aus den Stockwerken ein Palast. Seine Verbindungen sind verbreitet, aber sicher und solid. Ganz anders betrachtet man das Leben in jenem Kreise, dessen Spiegelbild die Familie des Freiherrn von Rothsattel ist. Wie etwas selbstverständliches, in der göttlichen Natureinrichtung begründetes nimmt man es hier an, daß das Menschengeschlecht in zwei Theile zerfalle, einen, der arbeitet und beherrscht wird, und einen anderen, welcher herrscht und genießt. Und dennoch kommt der Tag nur zu bald, an dem man einsieht, daß Neuerungen unabwendbar seien. Immer größere Anforderungen stellt das Leben und der „standesgemäß“ nothwendige Luxus, die der nicht mehr zu befriedigen vermag, welcher still steht anstatt vorwärts zu schreiten. Aber zu vornehm selbst den Spaten in die Hand zu nehmen und in der Ueberzeugung, daß kleine allmähliche Gewinne nichts, daß nur ein großer Schlag nützen können, läßt man sich durch die Täuschungen des glatten Versuchers verlocken, vom rechten Pfade einmal abzulenken — allmählig, ganz allmählig biegt er ab, dann ists zu spät umzukehren, man muß hinein in die Wüste, um dort unterzugehen, und klagt schließlich anstatt der eigenen Schwäche die Fata Morgana an, die die Zauberbilder vorspiegelt. Der Gang des Verderbens ist nicht mehr aufzuhalten durch die Hilfe einer fremden Hand, auf den Trümmern des alten Geschlechtes aber wächst ein neues empor, das sich Kraft und Ergänzung holt aus den gesund gebliebenen Resten des vergangenen. Wenn der Edelmann auch verächtlich auf den Wucherer herabsieht, der ihm die Hypothek mit glatten Worten aufzuschwatzen bemüht ist, so erscheint der Unterschied zwischen beiden doch geringer als die Aehnlichkeit: beide wollen

sie ihre Lage verbessern ohne Arbeit, reich werden ohne Anstrengung, nur daß jener ein Thor ist, dieser ein Verbrecher, jener glaubt an die Möglichkeit, auf ehrlichem Wege Gold aus dem Nichts zu machen, dieser weiß, welchen Gefahren er sich aussetzt, beide wandeln auf Dachfirsten, jener wie ein Nachtwandler, dieser wie ein Schmuggler, was den ersten antreibt, ist Genußsucht, Eitelkeit, was den letzteren, Habgier. So wird er, durch Fremde zum Verbrechen gezwungen, dem Gesetz der schiefen Ebene gemäß, das in der moralischen Welt so gut wie in der physischen gilt, ein Gewohnheitsverbrecher. Und so müssen von den drei Häusern, in welche der Dichter uns führt, das Roth-sattel'sche und das Ehrenthal'sche untergehen, und nur das Bürgerhaus kann leben und neue Schößlinge treiben. Wer zum ersten Mal an Freytags „Soll und Haben" herantritt, steht alsbald wie festgebannt von dem Zauber der Verhältnisse, in welche uns der Dichter einführt. Was diese Stimmung bewirkt, was uns dieser Welt so nahe bringt, das ist auch hier wie in den Journalisten, der sie beherrschende, sie durchtränkende Humor. In fünfundzwanzig Auflagen ist der Roman verbreitet, und es giebt keinen Deutschen und keine Deutsche, die nur irgendwie auf das Beiwort gebildet Anspruch erheben und den Roman nicht ein-, nein zwei-, dreimal gelesen haben. Er ist keine Lektüre, die man heut liest, morgen Anderen empfiehlt und übermorgen vergißt, nein, sein geistiger Inhalt geht in den festen Besitz seiner Leser, seines Volkes über, er lebt in uns, er wirkt bestimmend auf unser Denken, Empfinden, Urtheilen ein, wenn uns vielleicht als vielbeschäftigten Tagesmenschen Titel und Namen des Dichters schon längst aus dem Gedächtniß entschwunden sind, die Lehren, die in ihm eingeschlossen sind, ertheilt der Vater dem Sohn, der Sohn dem Enkel, ohne zu wissen, woher sie ihm gekommen, und so bildet das Werk einen eisernen Bestandtheil in der Menge des großen Materials, welches die nimmer ruhende, Alles regierende Fürsorge zur Erziehung und Hebung eines ganzen Volkes bestimmt hat. Das aber ist das reinste Ziel, der höchste Triumph des Dichters.

Und wie die wahre Poesie nicht an die Scholle gebunden ist, sondern hinausflattert in alle Lande, wie des großen Poeten zufälliges Vaterland nur sein Absteigequartier, seiner Werke Reich aber die ganze Welt ist, so hat auch dieser Roman, ob er zwar nur wie oben bewiesen mit Recht auf heimischem Boden spielt, heimische Menschen und Verhältnisse schildert, sich doch den Kreis seiner Leser allenthalben gesucht. Zahlreiche Uebersetzungen desselben in fremde Sprachen liegen vor. Brachte somit der Roman seinem Dichter äußere Ehren und Anerkennung in Fülle, so wird sein Erscheinen für ihn doch bis zum Ende mit einem großen, unvergeßlichen Schmerz verknüpft sein. Der ersten fertigen Exemplare eines sandte er natürlich der theuren Mutter nach Schlesien. Allein diese sollte sich am Meisterwerk des Sohnes nicht mehr erfreuen, an dem Tage, da sie das Buch erhielt, raffte sie der Tod hinweg, sie hatte keine Zeit mehr gefunden, es zu lesen.

Ganz natürlich muß es scheinen, daß der Dichter nach der raschen Productivität, welche ihn innerhalb weniger Jahre zwei so bedeutende Meisterwerke ausführen ließ, und bei der anstrengenden Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Redaktionspflichten ausübte, eine Pause von mehreren Jahren in seiner Thätigkeit eintreten ließ. Keineswegs waren aber diese folgenden Jahre eine Zeit der Muße und der Zurückgezogenheit, Freytag legte in denselben vielmehr fleißig den Grund zu neuen bedeutenden Werken. Hauptsächlich richtete Freytag sein Augenmerk auf die Wiedererweckung des Interesses an künstlerischen und culturhistorischen Gegenständen. Freytags geistige und poetische Individualität war in diesen Jahren bereits eine abgeschlossene. Allerdings bereitete er mit jedem neuen Werke dem deutschen Publikum neue Ueberraschungen, zeigte sich von einer bis dahin ganz unbekannten Seite, allein wirklich geblendet konnte nur der Fernstehende, wenig Einsichtsvolle dadurch werden. Auch seine Lebens- und Weltanschauungen wechselten nicht mehr, von nun ab blieb er sich stetig der Gleiche. So war denn Jedermann auf den

ersten Blick erstaunt, als er, von dem man ein neues „Soll und Haben“ erwartete, urplötzlich im Jahre 1859 mit einer Tragödie hervortrat, welche einen Stoff aus dem grauen, fast sagenhaften Alterthum allen Anforderungen und Regeln der Technik der Tragödie entsprechend zeigte. Dennoch konnten die „Fabier“ nach dieser Richtung hin nur den oberflächlichen Beobachter täuschen, dem schärfer zusehenden mußte sofort klar sein, daß hier nur sozusagen ein „Maskenscherz“ des Dichters vorlag. Den Kampf der beiden Stände, des Adels und des Bürgerthums einmal von seiner tragischen Seite zu schildern, zu zeigen, wie hartnäckige enge Abschließung des ersteren gegen das letztere, die Versagung der ehelichen Verbindung, in schweren Zeiten und unter gewissen Umständen selbst mit den furchtbarsten Gefahren für den ganzen Staat verknüpft sei und unter allen Umständen zum Untergange dessen ausfallen müsse, der für sich und seine Sache nichts anführen könne, als das Vorurtheil und die Tradition: zu diesem Zwecke schien ihm der historische Stoff außerordentlich geeignet.

Freytag versetzt uns in diesem Stücke in die Kämpfe des alten Rom mit seinem furchtbaren Gegner, dem volskischen Veji. Die kampflustige Partei repräsentirt das Geschlecht der Fabier, das älteste und zahlreichste Patriciergeschlecht der Siebenhügelstadt, dessen Oberhaupt der Consul Caeso Fabius ist. Die Vejenter sind in römisches Gebiet eingefallen, der Adel verlangt stürmisch den Krieg, den die Ehre der Nation erfordert, der vom Feinde bestochene Tribun Sicanius verweigert denselben. Da er auf seinem Veto unerschütterlich beharrt, ermordet das jüngere Geschlecht der Fabier ohne Wissen des Consuls den Verräther auf Anstiften des jungen, wilden Marcus, und ladet durch dieses Verbrechen an der geheiligten Person des Tribunen schwere Blutschuld auf das ganze Geschlecht. Noch sind die Thäter nicht verrathen, denn das Verbrechen ist im Dunkel der Nacht begangen, der Consul, dem es gemeldet wird, schwört den Verbrecher mit dem Tode zu strafen, wer es auch sei. Nur zu bald wird dies ihm, dem Volke klar. Spurius Icilius, ein reicher plebejischer Kaufmann, glühen-



P. Thumann, Thränenkrug.

(Gustav Freytag Galerie.)

der Patriot, wiewohl Freund des Ermordeten, hat im Hause des Todten ein Zeichen gefunden, das ihm deutlich verräth, in welchem Geschlechte der Frevler zu suchen ist, und die Stimme des Volkes bezeichnet heimlich den Namen desselben. Spurius' Sohn Quintus liebt die einzige Tochter des adelstolzen Consuls leidenschaftlich, aber hoffnungslos — er, der Plebejer — wiewohl Fabia seine Liebe voll erwiedert. Der alte Icilius kommt zum Consul, er bietet ihm die Auslieferung des verrätherischen Zeichens an, wenn er den Bund der Liebenden segnen wolle. Allein das römische Rechts- und Ehrgefühl desselben läßt ihn den Antrag zurückweisen. Der Consul ladet das Geschlecht zu einem großen Gerichtstag und verurtheilt selbst den eigenen Sohn als Mörder. Allein nun tritt ein Unerwartetes ein, das ganze Geschlecht verweigert dem grausamen väterlichen Richter die Auslieferung des Sohnes, der im Namen und Einverständniß Aller gehandelt habe. So zieht denn, um die Blutschuld zu sühnen und zugleich des angegriffenen Vaterlandes Ehre zu retten, das Geschlecht allein gegen den vejischen Feind ins Feld. In den Schluchten der Cremera werden sie von ihm eingeschlossen und gerathen in furchtbare Bedrängniß, der unerbittliche Spurius untersagt dem Volk ihnen zu Hilfe zu kommen, da rafft der junge Icilius wenige Begleiter zusammen und eilt den Brüdern seiner Braut, von der er Abschied genommen, zu Hilfe. Nur einen, den jüngsten Sproß, der das Geschlecht fortpflanzt, zu retten gelingt ihm, er selbst stirbt mit allen Andern auf dem Felde der Ehre. Ueber seiner Leiche aber reichen sich Volk und Adel versöhnt die Hände und errichten zu festerem Bunde ein neu Gesetz, das die eheliche Verbindung beider Stände sanctionirt.

So hat Freytag dem nackten historischen Ereigniß eine künstlerische Unterlage und Umkleidung gegeben, er hat gute Motive für dasselbe erfunden und es in eine große Perspective gerückt. So künstlerisch geschlossen die Composition ist, so läßt sie doch große Blicke in eine dunkle Vergangenheit und eine helle Zukunft offen, so einheitlich die Handlung, so viel spannungsvolle Ab-

wechslung bietet sich doch. Immer unentwirrbarer scheint sie sich zu gestalten, und stets weiß der Dichter durch einen geschickten Griff immer wieder die Fäden zu neuer kunstvoller Verschlingung zu ordnen. Mit seltenem Geschick ist der Wechsel der Stimmungen durchgeführt, auf wilde, leidenschaftdurchglühte Kampf- und Mordscenen folgen Liebesgespräche voll himmlischer Schönheit, voll schmerzdurchhauchter Entsagung, Alles aber gipfelt in der gewaltigen Gerichtsscene des vierten Aktes, die uns in ihrem wildem Anstürmen der erregten Menge gegen die felsige Ruhe des gewaltigen Consuls anmuthet wie ein Satz einer jener Beethoven'schen Symphonieen, in denen die Titanen gegen den Ossa zu stürmen scheinen.

Auf der Bühne haben sich die Fabier nicht zu halten vermocht. Nur wenige Bühnen, darunter das Wiener Burgtheater, haben den Versuch der Aufführung gemacht, und diesen wenigen hat er keinen Segen gebracht, vielleicht weil es eben zu wenige waren. Denn daß die „Fabier“ den Anforderungen der Bühne nicht entsprechend seien, wird kein Theaterpraktiker behaupten können. Allein einmal scheint unsere Zeit überhaupt antiken Stoffen nicht mehr allzu günstig zu sein, andererseits wird den Wenigsten unbekannt sein, daß theatralische Erfolge sehr oft den Lotteriegewinnen gleichen, wie diese von Zufällen abhängen, ja daß hundert glückliche Zufälle zusammenkommen müssen, um sie zu bewirken, während ein unglücklicher genügt, ein Stück zu Fall zu bringen.

IV. Volle Entfaltung.

Freytag faßte, die Aufgabe des Culturhistorikers dahin auf, seinem Jahrhundert Spiegel und Abbild der früheren in möglichst getreuer Wiedergabe zu zeigen. Ihm hatte die Aufgabe des Culturhistorikers — und darin beruht vor Allem Freytags Bedeutung auf diesem Gebiete — nicht bloß wissenschaftlichen, sondern ebensowohl ethischen Zweck, er wollte nicht nur belehren sondern auch erfreuen. In trüben Stunden sollten seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" dem deutschen Volke ein Trost sein, ihm sagen, daß es schon größere Leiden durchgemacht, daß auf schlimmere Stürme schon heller Sonnenschein gefolgt sei, in freudigen Augenblicken sollten sie beitragen die Stimmung zu erheben und mit dem Bewußtsein des berechtigten nationalen Stolzes zu erfüllen. Mit feinem Gefühl und tactvoller Bescheidenheit ließ Freytag einzelne Vertreter jeder Epoche selbst auftreten und mit eignen Worten erzählen, um die Empfindung vollster Frische und Unmittelbarkeit beim Leser zu erwecken, jeden Bericht aber umkleidete er mit einer eigenen Darstellung der Zeit- und Lebensverhältnisse, in welchen der Schreiber sich befunden. So machte er den Leser gewissermaßen zum Mitforscher und erzwang so eine bedeutend größere Teilnahme bei demselben, als wenn er ihm bloße Sitten- and Lebensschilderungen aus seiner Feder geboten hätte.

Den Grundstamm der „Bilder" stellten natürlich die in den „Grenzboten" bis 1859 erschienenen Aufsätze, allein dieselben wurden bedeutend vermehrt, so daß zwei starke Bände heraus-

kamen. Dieselben umfaßten nun die Zeit von den Hussitenkriegen, bis zum „Wasunger Krieg“, also von 1425 bis 1747, von einer kläglichen Zeit durch die Periode der freiheitlichen Erhebung bis zum Herabsteigen wieder in eine Epoche des Verfalls und der Trostlosigkeit; noch fehlte dem Werke die Vorstufe und jener erhebende würdige Schluß, den es später erhalten sollte. Jene drei Jahrhunderte aber stehen in voller Klarheit vor dem Blick des Lesers, kein Zug ist vergessen, in bunter Folge ziehen Krieger und Mönche, fahrende Schüler und Fürsten, Bürger und Gelehrte, Jesuiten und Juden, Vaganten und Besessene vorüber. Der Mittel- und Gipfelpunkt des ganzen Werkes ist natürlich die Charakterschilderung des Mannes, den Freytag vor allen Deutschen verehrte und liebte, weil er eben in ihm das Ideal und Urbild eines Deutschen sah, des Mannes, der sein Vaterland zuerst losgemacht von fremdländischer Tyrannei, der sein Volk gelehrt hatte, sich selbst zu vertrauen und der eignen Kraft, der Alles nur mit geistigen Waffen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, vollendet hatte und der gleichzeitig den Anstoß gab zu einer Umbildung und Verbesserung der geliebten Muttersprache. Und war nicht Luther nebenbei durch seine zahlreichen Streitschriften, durch seine Thätigkeit bei der Bibelübersetzung, die oben auf der Wartburg unter seiner Leitung vollendet wurde, das Muster und Vorbild eines schneidigen Journalisten und tüchtigen Redakteurs, eines ihm so lieb gewordenen Standes, gewesen? Mit der Reformation beginnt für Freytag die Neuzeit.

In dem Jahre, da die politische Bewegung in Deutschland infolge der militärischen Pläne der preußischen Regierung wieder anfing, anno 1862, in welchem Freytags Feder gar oft geharnischte Worte gegen die Tyrannisirung der Volksvertreter auf das Papier warf, erschien das kälteste und nüchternste Buch, das er verfaßt hat, die „Technik des Dramas“. Er wollte durch Aufzeichnung der traditionellen Gesetze der Bühnendichtkunst, durch Ableitung einiger neuen aus den besten vorhandenen Bühnenstücken, deren Dichter intuitiv geschaffen hatten, dem talentvollen aber noch

ein wenig unbeholfenen Anfänger in zweifelhaften Fällen Rath ertheilen. Das Buch sollte die Dienste eines geistigen Corsets verrichten: wie dieses keine schöne Figur schaffen, wohl aber eine solche heben kann, sollte diese Schrift dem Werke des Anfängers die Haltung verbessern.

Schon zwei Jahre nach der „Technik des Dramas" erschien Freytags zweiter großer Roman„ die „Verlorene Handschrift." Es ist dies ein Zeichen von gesunder Produktionskraft, wie sie wenige der jetzt lebenden Dichter besitzen, wenn man bedenkt, mit welch peinlicher Genauigkeit Freytag bei der Schilderung aller Verhältnisse, die er berührt, und bei der stilistischen Ausfeilung seiner Schriften zu Werke geht. Die Veranlassung, der wir die „Verlorene Handschrift" verdanken, hat uns der Dichter selbst in dem Nachruf erzählt, den er seinem Freund Moritz Haupt gewidmet. „Als wir einmal zu Leipzig," so erzählt er daselbst, „noch vor seiner Berufung nach Berlin allein mit einander an einem kühlen Orte saßen, offenbarte er mir bei der zweiten Flasche im höchsten Vertrauen, daß in irgend einer westphälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer alten Klosterbibliothek lägen. Der Herr dieser Schätze aber sei ein knurriger und ganz unzugänglicher Mann, wie er in Erfahrung gebracht habe. Darauf machte ich ihm den Vorschlag, daß wir zusammen nach dem geheimnißvollen Hause reisen und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfall exmittiren wollten, um den Schatz zu heben. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene projektirte Fahrt hat zu der Handlung des Romans beigesteuert."

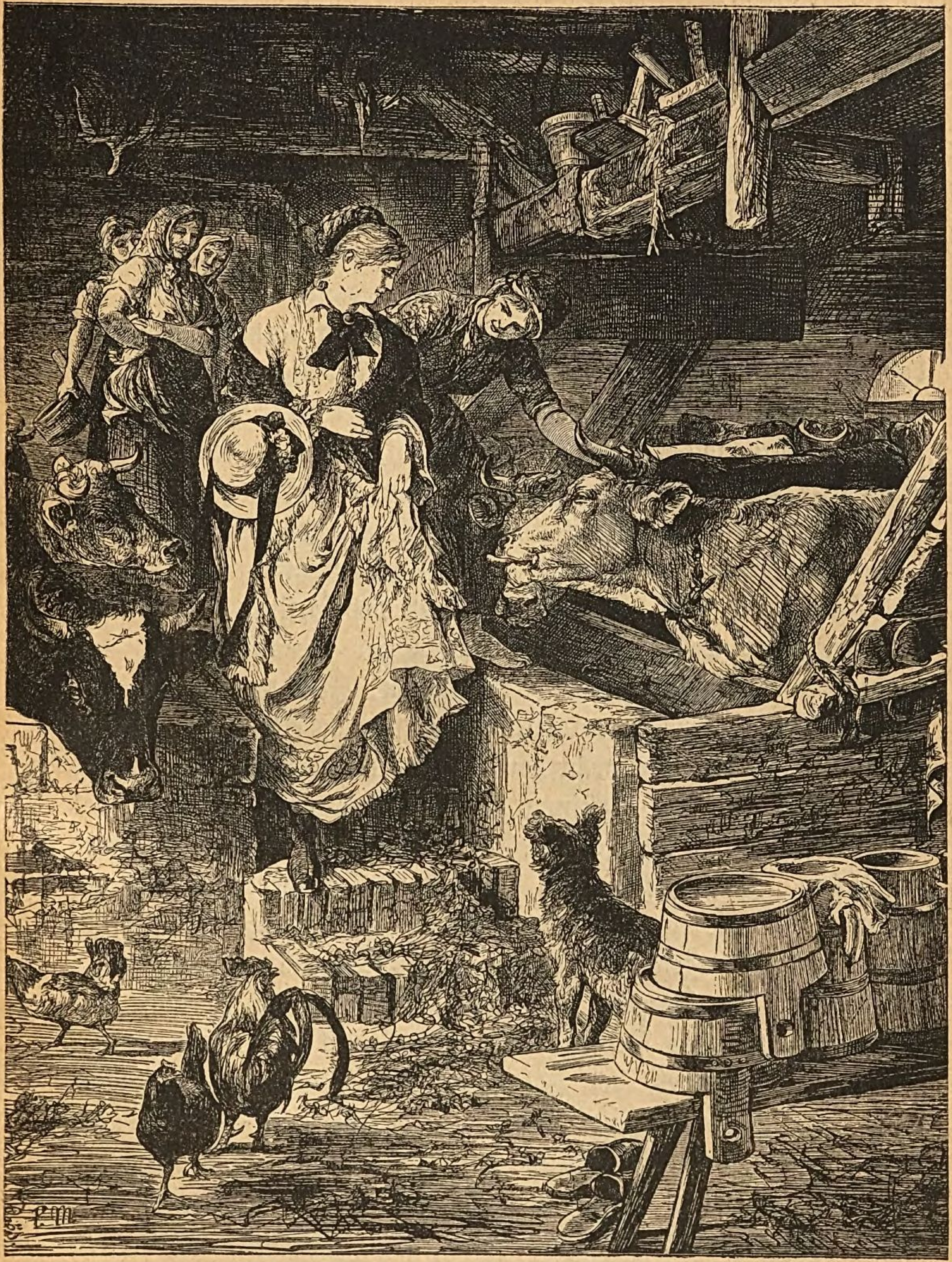
An jenes kleine, unbedeutende Vorkommniß knüpfte Freytag an. Das Projekt wurde zur wirklich ausgeführten That. So ließ er seinen Professor denn nach den Büchern „von ußfahrt des swigenden" suchen, Finden durfte er sie nicht, denn dies hätte der Wirklichkeit widerstritten; allein sollten seine Anstrengungen vergeblich sein? Auf keinen Fall! Die Gestalt des alten, widerhaarigen Bauern hatte er, was war natürlicher, als daß

dieser Bauer eine Tochter besaß, die das leibhafte Gegenbild des Vaters war, nur an natürlicher Kraft und Gesundheit ihm gleich? So durfte es denn dem Gelehrten ergehen wie Saul, dem Sohne Kis; er zog aus, ein altes, verstaubtes Pergament zu suchen und fand ein junges, blühendes Weib. Aber erst nach langen, inneren Kämpfen durften die Beiden das Glück finden, erst nachdem sie es schätzen gelernt, nachdem sie es vermißt hatten. Er, der Dichter, lebte an einem Hofe, dessen Herrscher sich durch Herzensgüte und freiheitliche Milde auszeichnete, konnte er ihm eine feinere Huldigung darbringen, als indem er ein Gegenbild zu den geordneten und anziehenden Verhältnissen dieses Hofes darstellte? Allein die Kämpfe und Schilderungen genügten nicht, einen umfangreichen Roman zu füllen, wie immer brauchte Freytag eine heitere Parallelhandlung. Und wieder griff er zurück in die Tage ferner Vergangenheit seines Lebens. Er sah sich wieder wie vor zwölf Jahren, als er gerade sein Domicil nach Leipzig verlegt hatte, mit seinem Freunde Julian Schmidt in dem bescheidenen Hause am Rosenthal wohnen, hörte den Streit und die kleinlichen Reibereien zweier feindlicher Nachbarn und Concurrenten im Hutmachergewerbe, in den das heisere Gebell zweier Hunde angenehm hinein tönte. Wie, wenn die feindlichen Concurrenten Kinder besäßen, welche durch warme Liebe den Haß der Eltern wieder gut zu machen bemüht wären? Romeo und Julie in Leipzig! Das vertrug keine andere als eine humoristische Darstellung. Es war natürlich, daß der Professor einen gelehrten Freund hatte, und daß dieser ein Kind des einen der feindlichen Häuser war. Der Kreis, in dem die Beiden sich bewegten, bot Gelegenheit zu einer eingehenden Schilderung seiner humoristischen Elemente. So stand der Grundriß der „Verlorenen Handschrift" fertig da, in natürlicher Folge entwickelte sich ein Glied aus dem anderen.

Wie immer hat Freytag auch diesem Werke große, sittliche Tendenzen untergelegt. Eine derselben findet ihren Ausdruck in folgender Stelle des Werkes:

„Gut," sagte Ilse, „das lasse ich mir gefallen, es ist ein hübscher Gedanke, daß die Vorzeit so artig für mein Behagen gesorgt hat."

„Nicht dafür allein," fuhr der Gelehrte fort, „auch was Du weißt und was Du glaubst, und vieles, was Dein Herz beschäftigt, ist Dir durch Dein Volk aus eigener und fremder Habe überliefert. Jedes Wort, das Du sprichst, ist durch hunderte von Generationen fortgepflanzt und umgebildet worden, damit es den Klang und die Bedeutung bekam, welche Du jetzt spielend gebrauchst. In diesem Sinne sind unsere Ahnen aus Asien ins Land gezogen, hat Armin mit den Römern für Erhaltung unserer Sprache gekämpft, damit Du an Gabriel einen Befehl geben kannst, den ihr Beide versteht . . . . Wie Du ein Kind des Volkes und des Menschengeschlechtes bist, so ist es zu jeder Zeit der Einzelne gewesen, und wie er sein Leben und fast den ganzen Inhalt desselben dem größeren Erdengebilde verdankt, von dem er ein Theil ist, so ist auch sein Schicksal an das größere Schicksal des Volkes, an die Geschichte der Menschheit gefesselt. Dein Volk und Dein Geschlecht haben Dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebenso viel von Dir. Sie haben Dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch Deinen Leib und Geist für sich. Wie frei Du als Einzelner die Flügel regst, diesen Gläubigern bist Du für den Gebrauch Deiner Freiheit verantwortlich. Uns ist der einzelne verstorbene Mensch nur erkennbar, sofern er auf andere Menschen eingewirkt hat, nur im Zusammenhange mit denen, welche vor ihm waren und nach ihm kamen, hat er Werth. Werth hat in diesem Sinne der Große und der Kleine . . . . . . Und wie die zahllosen Kleinen Bewahrer der Bildung und Arbeiter für die Fortdauer der Volkskraft sind, so stellt auch die höchste Kraft des Einzelnen, der größte Held, der edelste Reformator durch sein Leben nur einen kleinen Theil der Volkskraft dar. Während er für sich und seine Zwecke kämpft, arbeitet er zugleich umgestaltend für seine Zeit, vielleicht über seine Zeit und sein Volk hinaus, für alle Zukunft. Auch er zahlt nur die



P. Meyerheim, Verlorene Handschrift.
(Gustav Freytag Galerie.)

Schuld seines Lebens, indem er die Verpflichtung späterer Menschen größer und edler macht. Bei solcher Auffassung schwindet der Tod aus der Geschichte. Das Resultat des Lebens wird wichtiger als das Leben selbst, über dem Manne steht das Volk, über dem Volke die Menschheit. Alles, was sich menschlich auf Erden regte, hat nicht nur für sich gelebt, sondern auch für alle anderen, auch für uns, denn es ist ein Gewinn geworden für unser Leben . . . ." Ein anderer Grundgedanke ist der, daß den Werth eines kostbaren Besitzes nur zu ermessen vermag, wer nahe daran war ihn zu verlieren und ihn mit Aufgebot aller Kraft und Klugheit sich erhalten mußte: dieselbe Lehre, die Fink und Anton ebenso wie Oldendorf empfingen, die der Freiherr von Rothsattel nicht begriffen. Der Professor erringt sich ein holdes Weib, allein der hohe Preis ist zu mühelos gewonnen, darum hat jeder von beiden Theilen nicht das volle Bewußtsein des Werthes und somit auch nicht den vollen Genuß des Besitzes des andern. Der Professor muß erst den Schmerz der Trennung und des drohenden Verlustes seiner Frau fühlen, Ilse die Gefahr, die ihrem Manne durch eine kokette Prinzessin bereitet wird. Beide verdanken sie ihr Glück mehr der Vorsicht als der Tapferkeit, und erst nachdem sie die Prüfung glänzend bestanden, sind sie des Vollgenusses werth und fähig. Die Darstellung ist voller Wärme und Leben. Freytag zeigt sich hier als noch größerer Meister der Kleinmalerei wie in „Soll und Haben". Mit welcher Virtuosität sind alle diese engen Verhältnisse geschildert, wie anschaulich die Verwirrung im Innern des alten Thurmes im Schlosse der Prinzessin, wo der Professor die Handschrift sucht; das herumgeworfene Gerümpel, der Jahrzehnte alte Staub auf den Möbeln! Die Natur zeichnet Freytag auch hier mit wunderbarer Treue ab, die sommerliche Ruhe der Landschaft um Bielstein, das Gewitter, die Ueberschwemmung, Ilsens nächtliche Fahrt, ihr Aufenthalt in der Höhle und das Zusammentreffen mit dem Gatten — das Alles ist mit stimmungsvollster Wahrheit geschrieben. Den höchsten Triumph feiert seine Darstellung überall, wo sie

humoristisch gehalten ist. Da wirkt er durch sein altes Mittel, die Behandlung des Gegensatzes. Große, wichtige Dinge und Angelegenheiten behandelt er klein, von unwichtigen und kleinen, wie von der Feindschaft zwischen Filz und Stroh, spricht er etwa wie vom Kampfe zweier gewaltigen Weltanschauungen.

Den beiden Bänden der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" waren mittlerweile „Neue Bilder" gefolgt, welche den Abschnitt vom Mittelalter zur Neuzeit umfaßten. Dadurch entstanden Verschiebungen, das Ganze glich jetzt erst recht einem Torso ohne Kopf und Füße, und mit Vergnügen folgte Freytag dem Rufe seines Verlegers, aus den verschiedenen Sammlungen ein Werk zu bilden, und dasselbe durch Zusätze und Ergänzungen von den Tagen der grauesten Vorzeit bis auf unser Jahrhundert zu führen. Doppeltes Behagen als dereinst fand Freytag an der neuen Arbeit, denn inzwischen war ja das große Werk der Einigung Deutschlands mächtig vorwärts geschritten, die Zeit stieg herauf, in der es Freude und Ehre wurde, Deutscher mit Deutschen zu sein. Als Weihegeschenk, als Jubelgruß dem neuen Lichte der Freiheit und Macht, das über dem Schlachtfelde von Sadowa und Chlum aufstieg, brachte Freytag das Buch dar, denn jetzt durfte er sich sagen, daß Alles das, wofür er gelebt und sein Bestes eingesetzt, ganz so kommen mußte, wie es vier Jahre später eintraf. Und da war denn ein solches Werk, wie er es schuf, recht am Platze, dem neu erwachenden deutschen Volksgeist einen historischen Spiegel vorzuhalten, zu zeigen wie er vordem gelebt, gelitten, geschlummert, geträumt hatte. Daß das Buch ein wahrhaftes Bedürfniß ausfüllte, beweist der reißende Absatz, den es fand. Freytag vertheilte seinen Stoff auf vier Bände. Die Einleitung der alten Ausgabe wurde der neuen vorangestellt. Sodann folgt im ersten Bande eine Darstellung der deutschen Kultur etwa vom Anfang der moderneu Zeitrechnung bis zu den Hohenstaufen, sozusagen der Kindheit unserer Kultur, der Anschauungen und Sitten der sogen. Autochthonen und des Einflusses der Römer auf dieselben. Meisterhaft schildert

uns Freytag jene Urzustände, das allmähliche Erwachen aus dem Schlafe. In der Einleitung des zweiten Bandes wird die innere Einheit der Periode von den Hohenstaufen bis zur Reformation betont, es wird wiederholt — vgl. die erste Ausgabe — nachgewiesen, daß das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen für Deutschland gar nicht den Beginn einer neuen Epoche bedeutet. Edles Ritterthum gedeiht, manche großartige Frauengestalt, wie Helene Kottaner wächst darunter empor.

Der dritte Band führt den Titel „Das Jahrhundert der Reformation". Es sind die geistigen Befreiungskriege Deutschlands, die darin geschildert werden. Die großen nationalen Kämpfe spiegeln sich im Seelenleben Einzelner, deren Selbstschilderungen uns vorgeführt werden, wieder. Die einzelnen Abschnitte entsprechen fast genau denen des ersten Theils der ersten Ausgabe. Der Culminationspunkt dieses Bandes wie des ganzen Werkes ist auch hier die Charakteristik Doktor Luthers. Mit Recht nennt ihn Freytag, ohne einen einzigen seiner zahlreichen Fehler und taktischen Verstöße im Kampfe zu vertuschen, den großartigsten und gewaltigsten Charakter, den tüchtigsten Mann, den Deutschland hervorgebracht. Diesen Abschnitt des Buches gab Freytag auf vielseitiges Verlangen als Festschrift zum Lutherjubiläum in einer gesonderten Ausgabe heraus. Der vierte und letzte Band reicht vom dreißigjährigen Kriege bis auf die Neuzeit. Es ist die Zeit der Reconvalescenz, der Nachwehen. Die Sonne kämpft mit dem Wolken- und Nebelschleier, aber sie wird siegen, denn die Nacht ist vorbei! Mit einer Dorfgeschichte, der Mär von Atalus und Leo, hatte Freytag die Bilder begonnen, eine andere, den Meier Helmbrecht, in die Mitte des Werkes gestellt, mit einer ebensolchen, der idyllischen Schilderung des unfreiwilligen Landaufenthalts seines Freundes Mathy in der Schweiz, schließt er.

Achtzehn Jahrhunderte deutscher Culturgeschichte umfassen diese Bücher, eine Fülle poetischer und wissenschaftlicher Anregung liegt in ihnen verborgen und theilt sich dem Leser mit, aber

auch eine Fülle von Arbeit und Nachdenken ruht in ihnen. Welch ein Geist gehörte dazu, aus Tausenden von vermoderten Büchern, Schriften und Blättern so viel frisches, junges Leben zu gewinnen, welches Talent, welcher Bienenfleiß, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, jenes zu säubern und blank zu putzen und, wo es Noth that, geschickt zu restauriren. Die Bücher, welche Freytag zu diesem Zwecke benutzt hat, würden eine stattliche Bibliothek füllen. So großen Beifall die „Bilder" beim Publikum fanden, so großen gaben ihnen auch die Männer der Wissenschaft. Wir wollen zum Schluß das Urtheil einer wissenschaftlicheu Zeitschrift hierhersetzen: „Das Zusammenwirken dichterischer Gestaltungskraft mit kundiger Ausnützung der Quellen hat hier ein Muster der Geschichtsschreibung hervorgebracht, auf welches hinzuweisen um so nothwendiger ist, je mehr sich in der historischen Literatur unserer Tage eine Richtung bemerkbar macht, welche, das Wesen der Geschichtsschreibung vergessend, in einer die Methode der Naturwissenschaft nachahmenden einseitig kritischen Manier sich gefällt, die niemals das letzte Ziel der Historie sein kann!" —

Wir haben über dem Dichter und Schriftsteller eine Zeit lang den Menschen vergessen. Wenn wir von seinen Lebensschicksalen in den verflossenen Jahren nur spärliches berichteten, so liegt es darin, daß Freytag, dessen Leben sich ja nie in weiten Kreisen, in Sturm und Braus bewegt hat, gerade in der soeben erwähnten Zeit nichts außerordentliches erlebt hatte. Was einem bescheidenen Sohne der Neuzeit, einem deutschen Journalisten und Schriftsteller, an äußeren und inneren Glücksgütern zu erreichen möglich ist, hatte er empfangen: ein zufriedenes, beschauliches Dasein, frei von aller Sorge und Noth, eine treffliche, liebende Gattin, ein wohliges Heim, gleichstrebende, aufrichtige Freunde und die Verehrung und Liebe seiner Nation, die allseitige Anerkennung seiner Bestrebungen und seines Schaffens. Höheres zu erlangen schien unmöglich, erschien ihm auch nicht als erstrebenswerth. Da brachte das Jahr 1866, das so viele Ver-

hältnisse umstieß und veränderte, auch neue unerwartete Aufregung in sein Haus. Die Wahlen zum constituirenden norddeutschen Reichstag waren ausgeschrieben. Die Wichtigkeit gerade dieser Versammlung, welche die Verfassung des neugegründeten Bundesstaats berathen sollte, ließ es nothwendig erscheinen, daß die besten Männer des Reiches in dieselbe gewählt würden, die einsichtsvollsten und kenntnißreichsten. Die nationalliberale Partei des Kreises Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück nahm Gustav Freytag als Parlamentscandidaten in Aussicht. Der Dichter mochte die an ihn ergangene Aufforderung nicht ablehnen, wie einst jene anno 1848; diesmal geschah ja der Aufruf zur Einigkeit unter Preußens Führung, wie er es gewollt hatte. Freilich verhehlte Freytag sich und Andern nicht, daß der Parlamentarismus nicht sein Beruf sei, daß besonders ihm, dem ersten der lebenden deutschen Stilisten die Gabe leichter, zündender Beredtsamkeit nicht in dem Maaße eigen sei, als es für einen Volksvertreter nothwendig erschien, dennoch wollte er sich der patriotischen Ehrenpflicht nicht entziehen. Am 12. Februar 1867 fand die Wahl statt. Freytag siegte mit großer Majorität. Sonntag den 25. Februar trat das Parlament in Berlin zusammen. Freytag schloß sich der nationalliberalen Fraction an, welche unter den Vorsitz Rudolf von Bennigsens trat. Mit Eifer betheiligte er sich an den Sitzungen und Abstimmungen, natürlich gab er bei der Schlußabstimmung sein Votum für die Verfassung ab. An den Debatten betheiligte er sich nur einmal, und auch da ohne besondres Glück. Daß er nicht berufen sei, im parlamentarischen Leben eine führende Rolle zu spielen, wurde ihm hier noch klarer, als es ihm schon vordem gewesen. So lehnte er denn, als im nächsten Herbste die Neuwahlen vorgenommen wurden, die vom Comité angetragene Wiederwahl mit voller Bestimmtheit ab. Andere, persönliche Umstände waren es, welche ihn noch mehr als jene Selbsterkenntniß dazu bewogen: der Tod seines besten Freundes Mathy und die Erkrankung seiner Gattin an einem schweren, unheilbaren Leiden, beides in einem Jahre. Der Zu-

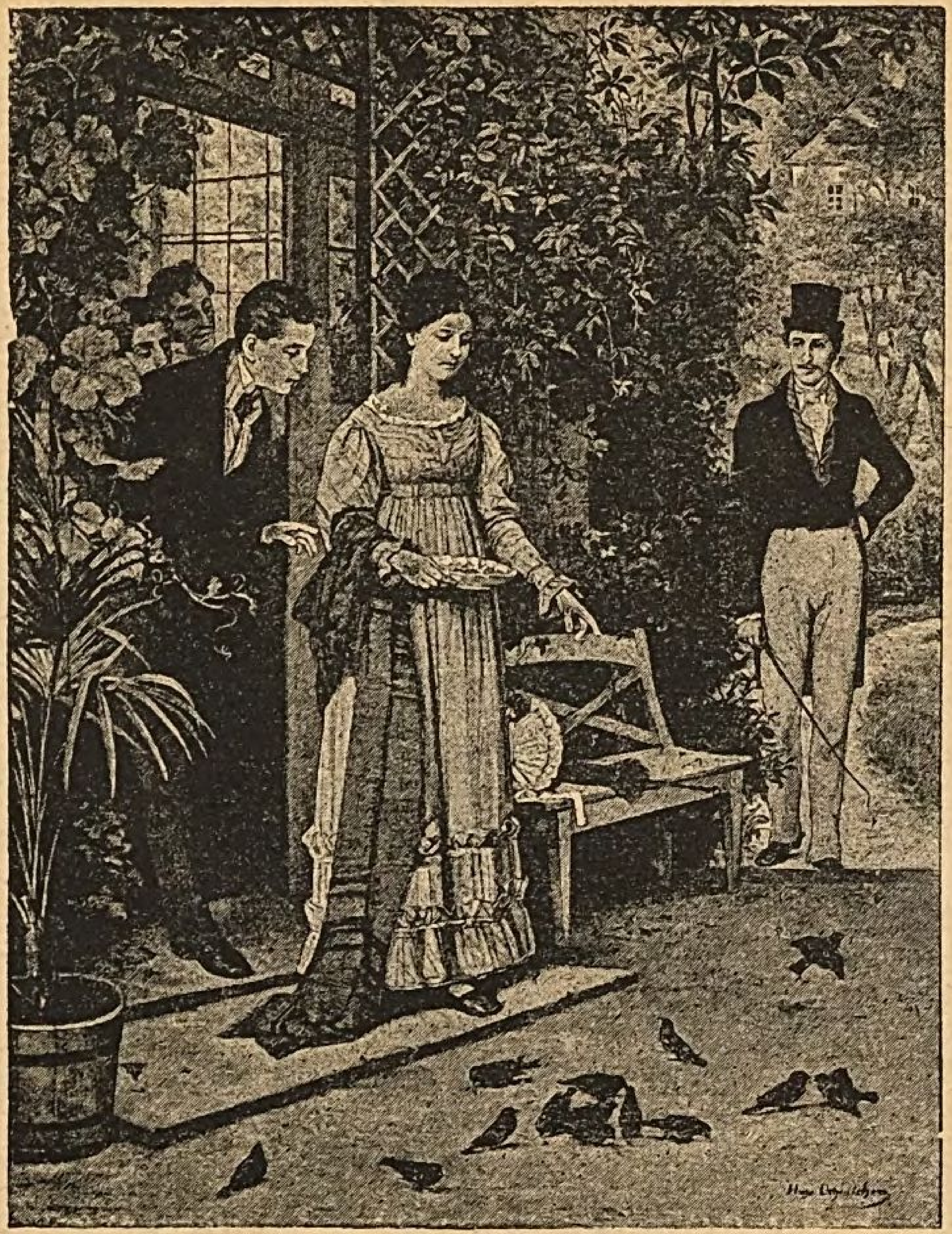
stand der letzteren gestaltete sich für ihn, als ihren sorgsamen Pfleger, immer unerquicklicher. Er durfte sich von nun an stets nur kurze Zeit vom Hause entfernen. So war eine anstrengende parlamentarische Thätigkeit schon völlig ausgeschlossen. Die Tage, die jetzt für ihn heranbrachen, wurden immer trüber und trüber. Was Wunder, das seine Stimmung sich mehr und mehr verdüsterte, daß aus dem lebensfrohen, humorvollen Manne allmählich ein fremden Umgang scheuender, zurückgezogener Eremit wurde, der in der Wissenschaft und in seinen Arbeiten allein Unterhaltung und Zerstreuung fand?

So lebte denn Freytag von nun an als ein stiller Mann, als der Einsiedler von Siebleben und Wiesbaden nur ab und zu einen Aufsatz für die „Grenzboten" abfassend, in deren Redaktion ihn Jordan und Dove endlich unterstützten, im Geheimen schon an dem nächsten größeren Werke arbeitend, welches er dem dahin geschiedenen Freunde als ehrendes und dauerndes Monument zu widmen gedachte. Es erschien 1870 unter dem anspruchslosen Titel „Karl Mathy, Geschichte seines Lebens" und trägt die Widmung: „Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem anderen, der Preuße dankbar dem Badenser." Es ist von Freytags sämmtlichen Werken wohl das am wenigsten ins Volk gedrungene — viele seiner eifrigsten Bewunderer kennen es kaum dem Namen nach — und vielleicht das Beste, was er geschrieben hat. Nie vorher und nie nachher hat Freytag eine solche Kunst der Darstellung, ein so plastisches Herausarbeiten der Gestalten, eine so klare Disposition des Stoffes, einen so knappen und abgerundeten Stil, eine solche Fülle großer Gedanken entwickelt als hier. Man sieht, daß die Biographieen und Charakteristiken des Tacitus, dieses seines alten Lieblings, ihm bei dem Werke vorgeschwebt haben, und er hat sie erreicht, vielleicht sogar übertroffen. Wie in den „Bildern" wußte Freytag mit glücklichem Griffe das Einzelleben als Typus hinzustellen, in seiner Darstellung erschien Mathy nicht bloß als der energische, thatkräftige Mann, der sich vom einfachen Lehrerssohn nach mannichfachen Abenteuern

zum Minister emporarbeitete, aber die eigentliche Frucht seiner Mühen in ihrer vollen Süßigkeit nicht mehr genoß, sondern er wurde das Conterfei einer der Hunderte, welche auf verschiedenen Gebieten für die Einheit und Größe des theuren Vaterlandes ihr Bestes einsetzten, Hohn und Spott und Verfolgung geduldig ertrugen, schließlich doch der guten Sache zum Siege verhalfen, aber im Beginn der Ruhmeslaufbahn von hinnen gerissen wurden, so daß sie Moses' tragisches Geschick erlitten, von dem Berge hinabzuschauen in das Land der Verheißung, ohne es erreichen zu dürfen.

Schon wenige Wochen nach der Vollendung dieser Schrift erklang die Kriegsdrommete durch das deutsche Land, und Jung und Alt eilte, den Insult des übermüthigen Franken gegen den greisen Monarchen zu rächen. Auch Freytag ließ sich freudig mit forttragen von dem Strome allgemeiner Begeisterung, und da es ihm nicht mehr vergönnt war, selbst mit den Waffen in der Hand auf den Posten zu treten, begrüßte er willkommen die Gelegenheit, welche sich ihm bot, den Thaten dee deutschen Krieger mit seinen Augen aus der Nähe zu folgen.

In Coburg war er gelegentlich dem preußischen Kronprinzen vorgestellt worden. Als nun der Krieg ausbrach, erging von diesem die Aufforderung an ihn, im Hauptquartier der dritten Armee, zu der auch der Herzog von Coburg commandirt war, dem Feldzug beizuwohnen. Freytag nahm gern die Aufforderung an. So folgte denn der Dichter dem Zuge des Heeres über die weltgeschichtlichen Stätten von Weißenburg und Wörth, er war auch bei der Gefangennahme Napoleons vor Sedan. Als echter Journalist verleugnete er natürlich auch hier seinen Beruf nicht, sondern sandte regelmäßig Kriegsberichte an sein Blatt, welche zu dem anschaulichsten gehören, was er geschrieben und was über diesen Krieg geschrieben worden. Groß war die Begeisterung, in welche ihn wie uns Alle die herrlichen Thaten unserer Armeeen versetzten, denn ein Kampf, in dem so Sieg auf Sieg ohne jede Niederlage erfolgte stand ohne Beispiel



Oehmichen, Soll und Haben.



Lindenschmitt, Germanische Frauen.

(Gustav Freytag Galerie.)

da, eine solch ununterbrochene Kette von Triumphen hatte seit Alexanders Zeit kein Heer der Welt errungen.

Mitten im Kriegsgetümmel und Schlachtengebraus, unter dem Donner der Kanonen und dem Rollen der Gewehrsalven, beim nächtlichen Wachtfeuer im Bivouac reifte in des Dichters Brust der Gedanke zu seinem letzten, größten Werke. Während das geeinte Vaterland noch mit dem Feinde, der ihm seine Größe beneidete, sein Glück stören wollte, rang und stritt, war in ihm der Entschluß aufgeblüht, das Heranbrechen einer neuen großen Zeit, den Sieg des Guten und Langersehnten, der nach Sedan nicht mehr zweifelhaft sein konnte, durch ein Werk zu feiern, welches dem deutschen Volke ein poetisches Wandelbild seiner gesammten Vergangenheit in den wechselvollen Schicksalen eines Geschlechts zeigen sollte. Hatte er doch in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ die trefflichsten Vorstudien zu einem solchen Werk gemacht. Noch war ihm nicht ganz klar geworden, wie er Geschichte und Dichtung würde zusammenschmelzen können. In jenen erhebenden, ereignißvollen Tagen ergoß sich auch darüber das Licht, das ihm bis dahin gefehlt hatte, in seine Seele. Und nun, nachdem er einmal fest entschlossen war, sich der Arbeit, die voraussichtlich Jahre in Anspruch nehmen würde, mit ganzer Kraft zu widmen, duldete es ihn nicht einen Augenblick länger, müßig still im Hauptquartier zu liegen. Er wollte zurück auf sein Gut, um dort in Ruhe und Einsamkeit den großen Plan auszuführen. Er hatte ja gesehen, was er sehen, erreicht, was er erreichen wollte, Begeisterung und neue Schaffensfreude waren in sein Herz eingezogen. So beurlaubte er sich denn am 8. September, nach dem Einzuge in Rheims, bei seinen hohen Gönnern und den Genossen und ging zurück in die Heimath.

Aber noch ein großer Schmerz, den er nicht erwartet hatte, stand ihm bevor. Mit den „Grenzboten“ war er nun seit beinahe einem Vierteljahrhundert eng verknüpft in Freud und Leid. Der Gedanke, sich von ihnen trennen zu müssen, war ihm wohl nie

gekommen. Und jetzt sollte es doch sein. Der Verleger hatte in richtiger Würdigung der Verdienste und der Bedeutung des Mannes, dessen Name sein Blatt zierte, nur selten Einfluß auf die Haltung des Blattes zu üben versucht. Mit einem Male trat er, aufgeregt durch die Aufnahme eines besonders freisinnigen Artikels aus seiner Ruhe heraus. Sich auf einen Paragraphen des Vertrages stützend, von dem man nie geglaubt hätte, daß er noch einmal in Kraft treten würde, kaufte er für sich die Antheile Freytags und seines Freundes Jordan an. Damit war natürlich der Bruch vollzogen. Wie einst um Bolz, als er die Redaktion der „Union" niederlegte, so schaarten sich jetzt die gleichgesinnten Genossen um ihn, nicht mehr für ein Blatt zu arbeiten, dem er fürderhin seine Kräfte nicht weihte.

Manches geschah in dieser Zeit, was ihm das Herz beschwerte. Der Zustand seiner Gemahlin verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr, die Aerzte gaben wenig Hoffnung. Er wurde der trauten Gefährtin ein sorgsamer, liebevoller Pfleger. Von den alten Freunden und Genossen sank einer nach dem andern ins Grab, einsam wurde es um ihn, selten ward das fröhliche Lachen um seinen Mund.

So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß Freytag von Jahr zu Jahr immer mehr auf die Berührung mit weiten Kreisen verzichtete, und nur der Pflege seines Gütchens, seiner Lieben und dem poetischen Schaffen lebte und froh und glücklich war, wenn einmal einer seiner alten Freunde wie Berthold Auerbach für wenige Tage sein Gast wurde, mit dem er dann alter, wonniger Zeiten gedenken mochte. Erstaunen aber muß es uns erregen, wie er in dieser ländlichen Stille und Abgeschiedenheit eine eigene Welt um sich erschuf und mit den Geistern der Vorwelt Verkehr pflegte, uns sie abschilderte, als wären sie Gestalten von Fleisch und Bein, wie er in rascher Folge acht große Erzählungen in die Oeffentlichkeit sandte, mit denen er eine ganz neue Staffel seines Dichtens erklommen.

Mit den „Ahnen" schlug er einen Weg ein, auf welchem

vorher Scheffel schon siegreich daher geschritten war. Der historische Roman wird in Deutschland immer einen weiten Leserkreis finden. Walter Scotts Schriften wurden einstmals verschlungen, Hauffs „Lichtenstein“ nicht minder, und auch die „Ahnen“, namentlich die ersten Bände, haben einen ungeheuren Erfolg erzielt. Freytags Neuerung bestand hauptsächlich darin, daß er die Romane in einen inneren Zusammenhang brachte, sie als Momente aus der Geschichte einer Familie darstellte. Einen ethischen oder gar belehrenden Zweck darf man in diesem Plane nicht suchen, dagegen hat sich der Dichter in der Widmung an seine Gönnerin, die deutsche Kronprinzessin, selbst ausgesprochen. „Dieses Buch will Poesie enthalten und gar nicht Culturgegeschichte.“ Eine Idee ist es allerdings, welche sich als rother Faden durch das Ganze zieht, aber Niemand wird behaupten wollen, daß Freytag, nur um die Wahrheit derselben zu erweisen sechs starke Bände geschrieben hat. Es ist derselbe Gedanke, den er gelegentlich schon in der „Verlorenen Handschrift“ ausgesprochen, die Annahme der Einwirkung der Thaten der Vorfahren auf die der Nachkommen, so daß diese durch ihr Schaffen und Streben den späteren Rechte gewährten und Pflichten auferlegten, auf den einmal beschrittenen Bahnen zum Heile der Nation fortzuschreiten, die Annahme einer geistigen „Erbschuld“. Der Dichter mußte, da er seine Helden Abkömmlinge eines Geschlechts sein ließ, denselben natürlich eine gewisse Aehnlichkeit verleihen. Sie alle die Ingos, Immos, Georgs, Bernhards haben einen gemeinsamen Charakterzug: den Haß gegen Abhängigkeit, sie alle sind Streiter für Freiheit und Selbstständigkeit, und zwar die ersten für die ihrer Person, die ferneren für die ihres Geschlechts, die letzten für die ihrer Nation. So geht das Geschlecht getreu den Entwickelungsgang, welchen die Bewohner des ganzen deutschen Landes gegangen sind, und in den Individuen spiegeln sich stets die Anschauungen und Fortschritte ihrer Zeit gegenüber denen früherer Jahrhunderte wieder. In den äußeren Schicksalen ist eines allen gemein: keiner kommt auf einfachem, unbestrittenem

Wege zur Gattin, denn indem jeder mit Recht nur dem Drange des Herzens bei der Brautwahl folgt, nur die sein eigen nennen will, welche er sich erkoren und die ihm geeignet scheint gleichen Helden das Leben zu schenken, wie er selbst und seine Vorfahren, stößt er stets auf Hindernisse, Widerspruch der Eltern, der Verwandten, Einflüsse höherer Mächte, die er, da es nicht gelingt, sie in Güte zu überwinden, trotzig auf dem Wege der Entführung der Geliebten beseitigt. Ein solches Wiederholen merkwürdiger Umstände in mehreren Generationen ist nicht neu, wie immer befindet sich Freytag auf dem Boden der deutschen Volksanschauungen: wir finden ähnliches, in kleineren Verhältnissen allerdings, in unserm Nationalepos, der Gudrun.

Nicht minder wichtig erscheint jedoch die durchgehende Einheit des Orts der Handlung. Eine Stelle in der deutschen Heimath ist es, an welcher wir nach langen Fahrten jeden der Helden einmal wiederfinden, und merkwürdiger= freilich leicht erklärlicherweise liegt dieser Ort gar nicht fern von der Gegend, in welcher der Dichter sich angesiedelt hat und noch näher ja zum Theil ganz nahe der Burg, in welcher sein fürstlicher Gönner um die Verwaltung seines kleinen aber herrlich schönen Erdenfleckchens sorgte und Abends nach Erledigung der Regierungspflichten Muße und Erquickung in einem anregenden Kreise edler und kundiger Männer fand, unter denen wieder der Dichter nicht der letzte war. Eines echten Dichters Werk sind die Romane, mit der Huld der Muse sind sie geschaffen. Freilich soll nicht bestritten werden daß der Werth der einzelnen ein ungleicher ist, allein Niemand, wird auch leugnen, daß jeder einzelne selbst losgelöst aus dem Zusammenhange hohen Werth besitzt. Am vollendetsten erscheint der erste Band. Er enthält die beiden Geschichten Ingo und Ingraban. Sie sind zeitlich durch einen Zwischenraum von vier Jahrhunderten getrennt. Gewaltig, hünenhaft sind die Gestalten des „Ingo“. Alles an ihnen ist Natur, Urmenschen sind es, welche uns entgegentreten, unbändig in der Liebe wie im Haß. Es liegt etwas von der Urkraft der Nibelungenrecken in den Helden=

gestalten. Mit feiner Berechnung wählt Freytag in den ersten Romanen stets eine solche Zeitepoche als Hintergrund, in welcher alte Verhältnisse mit neuen im Kampf liegen, so schildert er im „Ingraban“ die erste Ausbreitung des Christenthums in Ost- und Norddeutschland, im „Nest der Zaunkönige“ den Beginn des Streites zwischen Papst und Kaiser, in den „Brüdern vom deutschen Hause“ den Anfang der religiösen Wirren und der deutschen Colonisationsbestrebungen. Obwohl die Romane hinsichtlich der Wirkung und des künstlerischen Werthes sich vom „Ingo“ zu den „Brüdern“ in absteigender Linie bewegen, freilich um im „Markus König“ alsdann wieder einen um so stärkeren Aufschwung zu nehmen, der indes in den beiden letzten Bänden nicht anhält, so enthalten doch auch jene eine Fülle poetischer Scenen von markiger Gewalt und zarter Lieblichkeit. Die Wirkungen der ersten Glockenklänge auf die Heiden, die Charakterhoheit des Bonifacius im „Ingraban“ sind unvergleichlich geschildert. Frau Edith (Nest der Zaunkönige) reiht sich würdig den wunderbaren Frauengestalten der Leonoren, Ilsen, Irmgard, Walburg an, der ganze muthige Trotz der Ingokinder erscheint in ihr gepaart mit echter Weiblichkeit, in ihr gerade so wie späterhin in der Bäuerin Friderun. Und welcher deutsche Roman bietet Liebesscenen von so entzückender Innigkeit wie die zwischen Hildegard und Immo, Ivo und Hedwig, Georg und Anna? Da erscheint unseres Dichters Kunst fast einem Shakespeare und Goethe ebenbürtig. Wunderbare Weichheit mischt sich da mit züchtiger Keuschheit, nur ein deutscher Dichter konnte die verfängliche Scene der Brautnacht Georgs in so zarten Farben malen. Und wenn man genauer zusieht, sind es die einfachsten Mittel, durch welche er am meisten wirkt, mit wenigen Requisiten werden die wechselnden Stimmungen erzeugt. Wie einfach und doch wie ergreifend ist die Schilderung von Ingrabans nächtlicher Flucht! Freytags unverwüstlicher Humor schafft wieder köstliche Gestalten, namentlich sind es, wie immer, die Philister und beschränkten Köpfe, Vorfahren der Familien Piepenbrink und Kleinmichel, die ihm beson-

ders gelingen. In den „Brüdern“ sind die phantastischen Kreuzzugsunternehmen in wirksamen Gegensatz zu den praktischen und dem Vaterlande nützlichen Colonisationsbestrebungen gesetzt, welche von der Grenze gegen die Preußen Schritt für Schritt unternommen werden.

In das neue Ordensland werden wir im vierten Bande versetzt, zum ersten Mal wechselt der Schauplatz nicht episodisch sondern für längere Zeit. Hat der Autor im „Nest der Zaunkönige“ das Interesse des Lesers zwischen Mutter und Sohn getheilt, so wird durch den Conflict zwischen Vater und Sohn hier die Spannung ebenfalls bedeutend erhöht. Die Charakterzeichnung ist mustergiltig. Welch verschiedene Naturen, welche Gegensätze sind Marcus und Georg, und dennoch sind sie Söhne eines Geschlechts, sie haben Vieles gemeinschaftlich, derselbe Trotz gegen jede Unterdrückung, derselbe Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit wohnt in Beiden, Jeder erkennt in ihnen sofort das verwandtschaftliche Verhältniß. Von zarter Innigkeit und herber Jungfräulichkeit ist die Gestalt der Anna Fabricius umflossen, eine der schönsten Figuren, welche ein deutscher Dichter erdacht, den Kampf der Keuschheit mit der Liebe hat Niemand schöner dargestellt. In den „Geschwistern“ haben wir gar zweimal zwei Glieder der Familie König; im „Rittmeister von Alt-Rosen“ Bruder und Schwester, im „Freikorporal bei Markgraf Albrecht“ Bruder und Bruder. In die Schreckenszeit der letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges führt die erste Erzählung. Nirgend im deutschen Lande herrscht Ordnung, überall Jammer und Verzweiflung. Soldatenwillkür, Raub und Mord stehen dicht neben argem Pietismus, Hexenverbrennungen und Hellsehereien gottbegnadeter Jungfrauen sind Alltägliches. Ganz anders ist darum schon das Bild, das sich hundert Jahre später zeigt. Auch da sehen wir noch fürstliche Willkür schalten und walten, wir sehen große Ungerechtigkeiten gegen Leib uud Leben verüben, wir sehen einen Kamaschendienst, in dem die Person des untergebenen Soldaten für nichts geachtet wird, aber Alles dies sind nur Aus-

wüchse eines großen, reinen Strebens. Die Gestalt des Preußenkönigs ist mit Sorgfalt und Liebe gezeichnet. Der letzte der Ingosöhne endlich („Aus einer kleinen Stadt“) wird Redacteur einer Zeitschrift, weil er so die Aufgabe des modernen Menschen, der Ausdruck der besseren Mehrheit seines Volkes zu sein und ihn nach seinen Kräften zum Siege zu verhelfen, am besten erfüllen zu können meint; indem er seine ganze Geisteskraft in den Dienst des Kampfes für die politische Freiheit seines Volkes stellt.

Vom Jahre 1872—80 erschienen die einzelnen Bände der „Ahnen“. Der Beifall und die Bewunderung der Lesenden unter dem deutschen Volke mögen dem Dichter über manche schwere und traurige Stunde hinweggeholfen und ihm zu neuem Schaffen Muth gemacht haben. Denn wenig Freude bot dem Einsamen in diesen Jahren das Leben. Seine treue Gattin, die so lange mit schwerer Krankheit gerungen, erlag 1873 ihren Leiden. Und als er noch vor wenigen Jahren einen neuen Bund schloß, dem sogar das Schicksal das höchste Glück gewährte, welches ihn über einige um der Verbindung willen gegen ihn gerichtete persönliche Angriffe hinwegtröstete, mußte er in der allerjüngsten Zeit den Schmerz erleben, eines seiner Kinder durch den Tod zu verlieren.

Man sagt, daß große Schmerzen befruchtend wirken auf große Geister, daß sie ihnen den Muth und den Willen verleihen, dem blöden, unbarmherzigen Schicksal zu trotzen, um ihm gerade dann etwas Hohes abzuringen, wenn es ihnen Alles zu rauben scheint. Wird ein Gleiches bei Freytag der Fall sein, wird er in seiner Seele zu neuen Werken neue Kraft fühlen, den Harm betäuben und überwinden? Niemand weiß es, es hofft's ein Jeder. Seine Werke aber werden leben, so lange in deutschen Landen noch der unentweihte Sinn für die Größe und Herrlichkeit der Nation lebt, deren berufenster Verkünder der Dichter ist, so lange diese nicht verlernt, auch noch über Anderes als niedrige Zoten zu lachen, so lange Ehrlichkeit und Redlichkeit im deutschen Handel blühen, so lange der Gelehrte nicht ermüdet nach

Wahrheit und Wissen zu ringen und der Krieger sein gutes Schwert an der Seite führt. Mögen die Gestalten, die er in hundertfältiger Fülle, in immerwährender Verschiedenheit geschaffen, stets von Neuem Begeisterung und herzliche Heiterkeit erwecken, mögen uns Anton und Veitel Itzig ewig daran erinnern, daß nur Treue besteht, Untreue aber vergeht, Bolz, daß wir im erbittertsten Parteienstreite nie die Ritterlichkeit gegen den Feind außer Acht lassen, und Georg König, daß wir in einem vielleicht gar nicht fernen erneuten Kampf mit den slavischen Nachbarn das deutsche Banner hoch halten sollen — mit der Linken, wenn die Rechte des Feindes Streich vom Rumpfe trennt. Er selbst, der Dichter, möge der Jugend ein Vorbild sein, sich zu tüchtigen Männern zu machen, jeder in seinem Kreise, und Vieles zu schaffen, wenig zu reden, sich nie eitel zu brüsten — wie er!

Anhang.

I.

Die Schöpfung der Künstler.

Gedicht von Gustav Freytag aus seiner Sammlung „In Breslau“.

Hört, liebe Herrn und Freunde, mein Mährchen aus alter Zeit. —
Vor vielen tausend Jahren saß einst im silbernen Kleid
Der allerkleinste Engel, Jehova's liebstes Kind,
Auf blauem Himmelsboden weit über Wolken und Wind;
Ihm hingen die goldenen Locken so freundlich ums Gesicht,
Er saß bedächtig sinnend allein und regte sich nicht,
Und sah von seiner Höhe die neuen Menschen an:
„Ob ich nicht auch dergleichen Hanswürstchen machen kann.“

Er faßte von einer Rebe den Stamm und zartes Geflecht,
Und legte Stamm und Aeste gar klug am Boden zurecht
Als Arme, Leib und Füße; drauf nahm er die Ranken und schlang
Mit seinen weißen Händen sie rings am Holz entlang,
Und formte so verständig der Muskeln und Adern Gang;
Drauf packt' er lieben Herrgotts kostbarsten Trinkpokal,
(Der stand auf langer Tafel vom letzten Engelmahl)
Und setzt' ihn schnell dem Leibe von Reben und Ranken vor;
Der Griff war statt des Halses, der Henkel wurde Ohr,
Zwei Edelstein' am Rande, die machten das Augenpaar,
Die goldne Rundung stelle das Haupt der Puppe dar.
Nun lachte der kleine Meister und lief in den Himmelsgarten
Und holte Blüthen und Knospen von allen Farben und Arten
Und stopfte sie in die Rundung, das war des Bechers Hirn
Und setzte den Becherdeckel darüber als Haar und Stirn.

Da lag das Werk des Engels aus Gold und Blüthen und Reben
So schön und doch so ruhig und wollte durchaus nicht leben.
„Ha warte", rief der Kleine, „wohl seh' ich, woran es fehlt,
Du willst ein Herz noch haben, du bist ja sehr gewählt."
Und eilig lief er und suchte; da stand auf der heiligen Au
Ein warmes, rosiges Röslein gebadet im Morgenthau.
Der Engel sprach: „Du Schöne, du bist mir eben recht",
Und brach und legte sie zärtlich hinein in das Rebengeflecht.
Drauf sah er hold und freudig sein Meisterstückchen an,
Und legte sich daneben hinein in den Himmelsplan,
Und küßte die Blüthenpuppe gar oft in's Angesicht
Und rief fast weinend: „Böser, du lebst ja doch noch nicht!" —

Da sprang — o hohes Wunder! — das Rebenkind zur Höh'
Und rief: „Ei meine Glieder die schlagen aus, ade!
Ade, herzliebster Vater, du kleines Engelein!"
Und lief mit lustigen Springen in unsre Welt hinein.
Hier stellt' er sich verständig, um auch ein Mensch zu sein,
Allein die natürlichen Seelen erkannten ihn hell und klar,
Und merkten, daß er künstlich und nichts als ein Künstler war.

Und auch bei seinen Enkeln, wie sehr sie sich stellen und drehn,
Kann man in unsern Tagen noch ganz dasselbe sehn;
Geschaffen in Scherz und Laune, geweckt durch des Engels Kuß,
Füllt heut noch Laun' und Liebe vom Kopf sie bis zum Fuß.
Noch heut sind Leib und Seelchen aus zartem Geflecht gebaut,
Noch heute thun sie mit Engeln und Himmelsluft vertraut,
Und leben sie auf der Erden auch tausend Jahre schon,
Noch heute haben sie etwas — vom verlornen, entlaufenen Sohn.
Die Rose blüht und zittert noch heut in ihrer Brust
Und füllt die dunkle Erde mit Himmelsglanz und Lust,
Und wenn des Frühlings Klänge durch Berg' und Felder ziehn,
Da breitet sie ihre Blätter noch heut nach den Wolken hin,
Und träumt von der alten Heimath hoch über Sonn' und Stern. —
Und kommt des Künstlers Sterben, so naht der Engel des Herrn
Und küßt die Blüthenpuppe noch heut auf's Angesicht,
Und ruft fast weinend: „Böser, entgehst mir jetzo nicht."

Noch hab' ich andere Zeichen, womit ich beweisen kann,
Daß Künstler anders leben als jeder ächte Mann:

Sie haben kein Gehirne, nur Blüthen in ihrem Kopf
Und Knospen von allen Arten, mehr als ein Blumentopf,
Und Bess'res, als sie haben, das kommt auch nicht heraus.
Da hat denn ein Solider sein Schrecken, Angst und Graus.
Denn wenn sie sprechen, fallen die Blumen aus dem Mund,
Und wenn sie schreiben, malen sie Blumen auf den Grund,
Und finden sie Thon und Steine, so greifen sie darnach,
Und machen wie ihr Engel die Menschenbilder nach.
Noch schlimmer aber wäre, was meine Mutter spricht:
Sie haben auch Raupen im Kopfe! — das wollte der Engel nicht.

Allein ihr größtes Unglück wird ewig dieses sein:
Sie können nicht verleugnen das goldne Becherlein,
Aus dem der Engel ihnen den Hals und Mund gemacht,
Und daß aus Rebenzweigen ward ihres Leibes Pracht.
Denn wo sie Reben und Becher noch heut zu Tage sehn,
Da werden sie bedenklich und bleiben sinnend stehn,
Da geht vom innersten Wesen die Ahnung ihnen auf,
Unwiderstehlich mächtig drängt hin der süße Lauf;
Sie setzen sich zum Becher und küssen Wein geschwind —
Es ist gar rührend, wenn Brüder so friedlich beisammen sind —
Hei! da ist ihnen lustig, da jubeln sie wie toll,
Da hängt der ganze Himmel der herrlichsten Geigen voll;
Da glänzt in ihren Augen Gefühl erfüllter Pflicht,
Wie sonst in die Ranken und Zweige, steigt jetzt in ihr Gesicht
Der Wein und seine Geister. — Horch, hört ihr die Geister schrein:
Hoch, hoch das Künstlerleben, ihr Lieben und ihr Wein!

II.

Der Nachtjäger.

Der Sturm durchfährt den Föhrenwald,
Die Sterne glänzen bleich und kalt,
Großmutter lauscht mit starrem Blick,
Die Bäume brechen, die Dohlen schrein,
Und des Försters Kind
Erzittert im Wind
Und schaut in die schwarze Nacht hinein.

Großmutter, hörst du das ferne Gebell
Dort unten im Busche, scharf und hell!
Der Vater, der liebe Vater kommt!
Der Alten zuckt es im starren Gesicht:
In der zwölften Stund'
Bellt mancher Hund.
Die Hunde des Vaters sind es nicht.

Und wieder beugt sich das Kind zurück:
Ein Hifthorn hör ich, ein Jägerstück,
Sie blasen das Ende, der Vater kommt!
Da spricht die Alte mit zitterndem Mund:
Der die Noten blies,
In's Jagdhorn stieß,
Keine Tochter hat er im Erdenrund.

Zum drittenmal die Dirne lauscht,
Horch Mutter, ein Fuß im Walde rauscht,
Die Blätter rasseln, der Vater kommt!
Die Alte sinkt in die Kissen hinein:
So rauscht und tritt
Kein Männerschritt,
Gott schütz' und rette dich, Töchterlein.

Da pocht es am Thor, die Meute bellt,
Das Haus ein falber Schein erhellt,
Und ein grauer, riesiger Jägersmann
Mit Eulenfedern am breiten Hut
Tritt ein geschwind.
Dem Försterkind
Erstarrt bei seinem Gruße das Blut.

„Es liegt im Holze beim Erlenquell
Ein alter, wunder Jagdgesell,
Er ruft die Tochter, sie hört ihn nicht,
Der Sturm nur hört ihn im Föhrenwald,
Noch Einer hört's,
Noch einen stört's,
Das der Alte ruft und die Fäuste ballt."

Der Fremde sprach's und enteilte schnell.
Die Dirne flog zum Erlenquell;
Da lag der blutige, bleiche Mann
Und murmelte Segen dem Töchterlein,
Dem Wilddieb Fluch,
Und drückte das Tuch
Im Todeskampf in die Wunde hinein.

Und neben den Vater sank das Kind,
Und über Beiden ächzte der Wind,
Und im Busche stand der graue Gesell
Mit Eulenfedern um's wilde Gesicht
Gelehnt auf's Rohr,
Und sah empor,
Und der Mond am Himmel verbarg sein Licht.

Unsere Illustrationen.

Die Ahnen: Das Nest der Zaunkönige. (Seite 9 u. 17)

Das Bild führt uns die Scene aus dem angeführten Roman vor, in welcher Immo, der Sohn Ediths, zum Geistlichen erzogen, aber mit dem Sinn eines Kriegers, als Gast in das Haus des Grafen Gerhard tritt, wo dessen Familie eben beim Mahle versammelt ist. Immo nimmt neben Hildegard, dem reizenden Töchterlein des Grafen, Platz. Beide tauschen ihre Klosterschulerinnerungen aus und ein harmloser, neckischer Streitkampf bildet die Anknüpfung eines festen, innigen Liebesverhältnisses, welches wir auf dem zweiten Bilde schon in voller Kraft bestehen sehen. Auf der Höhe der Idisburg unter einer schattigen Sommerlinde überrascht Immo die Theure und raubt der prächtigen Schönen den ersten Kuß.

Die Ahnen: Die Brüder vom deutschen Hause. (Seite 25)

Wir werden in die Blüthezeit des deutschen Mittelalters versetzt, in die gewaltige und herrliche Epoche der Hohenstaufen und der Minnesänger. Ivo, ein Nachkomme Ingos, entbrennt in heißer Neigung zu der freien Bauerstochter, der herrlichen Friderun. Zum ersten Mal schleicht sich die Liebe in sein Herz, da er sie zu Weihnacht, nach althergebrachter Landessitte, als Jungfrau Maria verkleidet den Kindern des Dorfes allerhand kleine Geschenke zutragen sieht.

Soll und Haben. (Seite 57)

Die Familie des Chefs des alten Handelshauses T. O. Schröter hat einen Ausflug aufs Land gemacht, das ganze Personal hat sich demselben angeschlossen, darunter auch Fink, der Aristokrat, und Anton, der einfache Beamtensohn, die beide im Schröter'schen Hause angestellt sind. Fink beträgt sich bei dieser Gelegenheit rücksichtslos, indem er einen Sperling, den Sabine, die Schwester Schröters, mit besonderer Vorliebe füttert, vor ihren Augen durch einen Hieb seiner Reitpeitsche tötet. Diese Rücksichtslosigkeit entfremdet ihm zuerst Sabinens Herz, welches ihm anfänglich geneigt ist, und dasselbe wendet sich nach und nach immer stärker dem bescheidenen, liebenswürdigen Anton zu.

Germanische Frauen nach der Schlacht bei Aquä-Sextiä. (Seite 57)

In den „Bildern a. d. d. Vergangenheit“ schildert Freytag beredt, wie nach der für die Germanen so höchst unglücklichen Schlacht bei Aquä-Sextiä Tausende von deutschen Frauen sich und ihren Kindern freiwillig den Tod gaben, um nicht in die Hände der Römer zu fallen, welche ihnen die Zusage verweigert hatten, als edelmüthige Sieger ihrer Ehre zu schonen.

Die Sage vom Thränenkrug. (Seite 41)

— ebenfalls im ersten Bande der B. a. d. d. V. — ist eine der rührendsten altgermanischen Mythen. Mit Freytags eigenen Worten erzählt lautet sie: „dieselbe Suebenfrau, welche ihrem lieben Kinde eher den Tod gab, als daß sie es römischer Gefangenschaft überließ, konnte die heißen Thränen gar nicht stillen, wenn sie es durch den Tod verlor, und sie sah die Göttin, welche die Seelen der gestorbenen Kinder behütet, leibhaftig bei sich vorüberschreiten und hinter ihr einen langen Zug kleiner Kinder. Eins aber, das kleinste und letzte Kind, trug ein schweres Krüglein und vermochte nicht wie die andern über den Zaun zu klimmen. Da eilte die Frau herzu und hob es herüber, und als sie es in den Armen hielt, erkannte sie ihr eigenes Kind. Und das Kind sprach zu ihr: Ach, wie warm ist Mutterarm! Aber Mutter weine nicht so sehr, ich muß deine Thränen alle in meinem Kruge tragen, er wird mir zu schwer, sieh her, ich habe schon mein ganzes Hemdchen beschüttet. Da weinte die Frau noch einmal von Herzen, dann enthielt sie sich der Thränen. Selbst auf den eigenen Trost im Schmerz verzichtete sie aus Liebe.“

Die Journalisten. (Seite 33)

Dieses Bild verkörpert die beste Scene des besten deutschen Lustspiels. Bolz, der Eulenspiegel aber zugleich der schneidige Parteimann, zieht durch eine höchst gelungene List bei Gelegenheit eines Festabends in der Ressource seiner politischen Gegner, die in Wahlsachen wichtigste Persönlichkeit der ganzen Stadt, den Weinhändler Piepenbrink, auf die Seite seines Freundes Oldendorf, des Wahlcandidaten seiner Partei, und weiß denselben so für sich einzunehmen, daß er auf der Stelle mit ihm Brüderschaft trinkt.

Die verlorene Handschrift. (Seite 49)

Ilse kommt als Gattin des Professor Werner zum ersten Mal wieder aus der Stadt zurück auf das väterliche Gut und stattet dem Wohnhause, den Stallungen und Vorrathskammern einen eingehenden Besuch ab, um sich von Veränderungen zu überzeugen, die in ihrer Abwesenheit vorgegangen sind.

Druck von August Pries in Leipzig.

Druck von August Pries in Leipzig.

Alberti, Konrad,

Gustav Freytag, <geb. den 13. Juli 1816>

Leipzig 1886